

Aus Politik und Zeitgeschichte

Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament

Bernd Guggenberger

„Liebt, was Euch kaputtmacht!“

Intimität und Identität — „postmoderne“ Tendenzen
in der Jugendkultur

Christian de Nuys-Henkemann

Im Sternzeichen des Minirocks

Reminiszenzen an die Kultur der sechziger Jahre

Wolf Oschlies

„Lieber rückwärts aus dem Intershop
als vorwärts zum nächsten Parteitag“

Bemerkungen zum DDR-Jugendjargon

B 40-41/86

4. Oktober 1986

Bernd Guggenberger, Dr. phil., geb. 1949; Studium der Germanistik, Geschichte, Politischen Wissenschaft, Philosophie und Soziologie in Freiburg und Berlin, Wiss. Ass. am Seminar für Politische Wissenschaft an der Universität Freiburg, Lehrstuhlvertretung (Soziologie) in Bielefeld, z. Z. Heisenberg-Stipendiat und Verwalter einer Professorenstelle für Soziologie an der Universität Osnabrück, Abt. Vechta; Leiter des „Deutschen Instituts für Angewandte Sozialphilosophie“ (D. I. A. S.) in Bergisch-Gladbach.

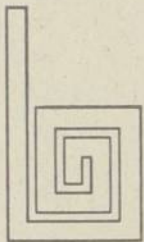
Neuere Buchveröffentlichungen: Bürgerinitiativen in der Parteiendemokratie. Von der Ökologiebewegung zur Umweltpartei, Stuttgart u. a. 1980; (Autor und Mitherausgeber zus. mit U. Kempf) Bürgerinitiativen und repräsentatives System, Opladen 1984²; (Autor und Mitherausgeber zus. mit C. Offe) An den Grenzen der Mehrheitsdemokratie, Opladen 1984.

Christian de Nuys-Henkemann, Dr. phil., geb. 1952; Studium der Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften, Germanistik, Kunstgeschichte, Afrikanistik und Psychologie; Schriftsteller und Kulturhistoriker, Dozent für Kulturpsychologie und Kulturgeschichte der Neuzeit am ASG-Bildungsforum Düsseldorf.

Essayveröffentlichungen u. a.: Träumereien am Nierentisch — Die fünfziger Jahre, 1984; „Ach, Schnucki . . .“ — Humor in der Politik, 1985; Kabale und Liebe im deutschen Olymp — Die Weimarer Klassik, 1985; Vom Duft der großen weiten Welt — Ästhetik der Werbung, 1985; Konservatives Plädoyer für einen humanistischen Liberalismus, 1985; Der Traum in der Kunst und Träumen als Lebenskunst, 1985; Sanfte Worte und harter Wille — Die hohe Kunst des PR-Managements, 1986; Kitsch as you can — Von der Schönheit des Trivialen, 1986; Arts and Technology, 1986; Francis Bacon und die Neuen Wilden, 1986; Beziehungsformen und Liebesphantasien im Spiegel der Mythen, 1986; Frauenkunst/Männerkunst, 1986; Vom Sinn und Nutzen der Philosophie, 1986; End-Art. Am Ufer des Nihil, 1986; Theater: Spiegel der Seele, 1986; Die Ästhetik der Revolte, 1986.

Wolf Oschlies, Dr. phil., geb. 1941; Privatdozent; Studium der Slavistik, Philosophie und Pädagogik in Hamburg; seit 1968 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien in Köln; seit 1977 Lehrbeauftragter für Vergleichende Erziehungswissenschaften an der Justus-Liebig-Universität in Gießen.

Veröffentlichungen u. a.: Jugend in Osteuropa, Köln 1980; Lenins Enkeln aufs Maul geschaut — Jugendjargon in Osteuropa, Köln 1981; Polens Jugend — Kinder der „Solidarność“?, Köln 1982; Rumäniens Jugend — Rumäniens Hoffnung, Köln 1983; Jugend in der Tschechoslowakei — Kurzer Frühling, lange Winter, Köln 1985; Bulgariens Kurs in den achtziger Jahren. Die „Preußen des Balkans“: pragmatisch, selbstbewußt, effizient, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 26/85; „DDRsch“ als Muttersprache?, in: CIVIS, 3 (1985) 3; (mit Vera Bojić) Lehrbuch der mazedonischen Sprache, München 1986².



ISSN 0479-611 X

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 5300 Bonn 1.

Redaktion: Paul Lang, Karl-Heinz Resch, Rüdiger Thomas (verantwortlich), Dr. Klaus W. Wippermann.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstraße 62—65, 5500 Trier, Tel. 06 51/4 60 40, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich einschließlich Mehrwertsteuer; bei dreiwöchiger Kündigungsfrist zum Quartalsende;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer;
- Bestellungen von gebundenen Bänden der Jahrgänge 1983 und 1984 zum Preis von DM 25,— pro Jahrgang (einschl. Mehrwertsteuer) zuzügl. Versandkosten.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

„Liebt, was Euch kaputtmacht!“

Intimität und Identität — „postmoderne“ Tendenzen in der Jugendkultur

„Die Jugend“ — erkenntnisleitende Vorurteile

Drei Erkenntnisabsichten und erkenntnisleitende „Vorurteile“ lassen sich gegenwärtig in der Jugendforschung deutlich voneinander unterscheiden: Affirmation, Abwiegung, Anklage. In den „affirmativen“ Analysen und Deutungen werden Befunde vorgetragen, welche die produktive „Andersheit“ der Jugend betonen und ihr das Recht, gelegentlich gar die moralische Pflicht zur Abweichung attestieren; in den „abwiegenden“ Untersuchungen wird die Jugend gleichsam vor sich selbst in Schutz genommen: Sie sei besser (sprich: leistungs- und anpassungsbereiter) als ihr Ruf! Postmaterialismus, Leistungsverweigerung, Staatsverdrossenheit — alles nur intellektuelle Schreibtischuntaten schlaffer und frustrierter akademischer „Europessimisten“.

In der jugendkritischen Variante der „Anklage“ dagegen wird die Jugend, meist mit reichlich Pioniergeistbeschwörung und Per-aspera-ad-astra-Pathos („Mühen und Härte statt Wühlen bei Hertie“), vor's Erwachsenentribunal gestellt und nicht selten kräftig dafür gerüffelt, daß es ihr bei der Übernahme des Staffelholzes an der allfälligen Begeisterung, der nötigen Disziplin und dem erforderlichen Leistungswillen mangle.

Im folgenden geht es um zweierlei *nicht*: Erstens, es geht nicht um den reizvollen Versuch, die Entwicklung von der „skeptischen“ über die „engagierte“ zur „traurigen“ Generation samt der aktuellen „postmodernen“ Wellen zynisch-abgeklärter Ratlosigkeit in ihrer immanenten Psycho-Logik nachzuzeichnen, — obgleich hierzu Gesichtspunkte vorgetragen und Argumentationslinien skizziert werden; zweitens, es geht nicht um den Versuch einer geschlossenen Darstellung der Jugend der achtziger Jahre, obwohl einige kräftige Striche eines solchen Porträts gezogen werden sollen.

Dem Verdacht einer nur aufmerksamkeitszyklischen Jugendbeschäftigung entgeht man am ehesten, wenn man sich über grundlegende, für die gesamte Gesellschaft bedeutsame Fragen und Themen den spezifischen Entwicklungen in der Jugendszene nähert und sich mit ihnen auseinandersetzt. Ohne Rückbeziehung auf den Problemhaushalt der Gesamtgesellschaft hängen jugend-

politische Thesen und Deutungen in der Luft. Dies nicht nur, weil „die Jugend“ ohnehin nur ein Deutungs- und Verständigungskonstrukt darstellt, sondern vor allem, weil alles, was man zur Jugend sagt, seine Bedeutungs- und Zuordnungsfähigkeit erst im erweiterten, generationen- und themenübergreifenden Betrachtungshorizont erlangt.

Es geht also um ein Stück allgemeiner und eben deshalb notwendig fragmentarischer Zeitbeobachtung, bei welcher allerdings die Jugend als Rekrutierungspotential wie als Drehscheibe des Neuen eine besondere Rolle spielt. Die allenthalben beobachtbare Zunahme an „situativer“ Intim(bekennnis)bereitschaft wie an „demonstrativer“ öffentlicher Nacktheit beispielsweise (auf die im folgenden zunächst eingegangen wird) repräsentieren gewiß längst nicht nur mehr ein im engeren Sinn generationstypisches Verhalten. Doch beide haben in der Jugendszene ihre spezifische Ausprägung erfahren; und für beide wurden hier bezeichnende ideologische Deutungen und Begründungen geliefert.

Vieles von dem, was an den aktuellen, häufig mit dem Sammeletikett des „Postmodernen“ bezeichneten Tendenzen in der Jugendszene so irritierend wirkt, nimmt von hier seinen Ausgang. Erst in der gegenwärtig zu beobachtenden Zuspitzung und Radikalisierung bestimmter Entwicklungen, in der Absage an Konsistenz und Kontinuität, an Wahrheit und Widerspruchsfreiheit, erst im politischen und moralischen, im ethischen und ästhetischen Relativismus, erst im schrillen Kult gestylter Standpunktlosigkeit und in den inflationierenden Bekenntnissen einer demonstrativen Unvernunft wird sichtbar, daß sich im psychologischen Horizont der so entschiedenen und engagierten sechziger Jahre ein Potential des Trivialen und massenhaft Beliebigen aufgebaut hat, welches selbst noch die ideologischen Eindeutigkeiten und moralischen Distinktionen von gestern zu Inkubationserscheinungen der neuen Gleichgültigkeit unserer Tage zurückstift.

Der postmoderne Supermarkt der Ideen und Ideologien, der Motive und Meinungen, der in den abschließenden Kapiteln beleuchtet werden

soll, verdient als Zeitsignatur unser Interesse vor allem deshalb, weil er sich nicht in Gegensatz zur herrschenden Wirklichkeit setzt, sondern sich in

wesentlicher Übereinstimmung mit ihr, gleichsam als szeneneigene Komplementärstruktur, Geltung verschafft.

Nähe und Distanz — die Gefährdung des privaten Raumes

Die öffentliche Entblößungsbereitschaft wie die Kommunikationsbereitschaft über Höchstpersönliches sind für den sozialwissenschaftlichen Zeitbeobachter ein ebenso aufregendes wie ergiebiges Feld, weil er es hierbei im Kern mit einem Schlüsselproblem der Soziologie und Sozialpsychologie zu tun hat: der Frage nach der uns bekömmlichen Nähe bzw. Distanz zu den anderen.

Von Schopenhauer haben wir die kleine Geschichte von den Stachelschweinen, die sich im Winter auf der Flucht vor der Kälte in ihre Höhle zurückziehen und dort eine doppelte Erfahrung machen: Wenn sie sich zu weit voneinander entfernt niederlassen, frieren sie, drohen gar im Schlaf zu erfrieren; wenn sie sich aber zu dicht aneinanderschmiegen, verletzen sie sich gegenseitig böse mit ihren Stacheln. Es geht also um den richtigen Abstand zum anderen. Es geht um die richtige Mischung von Nähe und Distanz. Wieviel Nähe ertragen, wieviel Distanz brauchen wir? An welchen Orten und in welchen Situationen führen wir eine „öffentliche Existenz“, und wo ist privates, intimes Verhalten am Platz?

Das Bewußtsein für Wert und Sinn tradierter Grenzen zwischen privater und öffentlicher Sphäre schwindet. In der Veröffentlichung des Privaten einerseits und in der Privatisierung des Öffentlichen andererseits verflüchtigt sich beides: das Private ebenso wie das Öffentliche. Die Spuren einer „Privatisierung des Politischen“ finden wir überall: in einer mit persönlichen Rauchzeichen durchsetzten Sprache ebenso wie beispielsweise in der grünen Parteitagsaura, die stets irgendwo zwischen Feldküche und Familientreffen oszilliert.

In Wahrheit ist es dramatischer, als Richard Sennett annimmt: Wir haben nicht nur den „Fall of Public Man“, den „Verfall der Öffentlichkeit“ und die „Tyrannei der Intimität“, zu beklagen; noch mehr erfordert vielleicht die reziproke, keineswegs jedoch weniger bedenkliche Gefahr unsere Aufmerksamkeit: die Erosion des Privaten, die Bedrohung des gehegten, geschützten privaten Raumes. Im Gegensatz zur Existenz des Öffentli-

chen neigen wir dazu, die Existenz des Privaten als etwas Selbstverständliches mißzuverstehen.

Dies ist ein gefährliches Mißverständnis: Daß Menschen über eine geschützte Privatsphäre verfügen, ist eine historisch vergleichsweise späte Kulturerrungenschaft. Der private Raum gehört keineswegs zum epochenübergreifenden soziopsychischen Standardinventar des Menschen. Er ist eine „Erfindung“ des siebzehnten Jahrhunderts, um deren Existenz und Bestand in den Folgejahrhunderten lange und blutig gerungen wurde. Und er ist eine wahrhaft epochale Errungenschaft, gewiß nicht weniger bedeutsam als die Errungenschaft der politischen Demokratie und des modernen Verfassungsstaates.

Die 68er-Bewegung, allen voran die Kommune-protagonisten in Berlin, Köln und München, versuchte sich mit aller Konsequenz an der Liquidation des Privatlebens und der Kollektivierung und Politisierung der Intimität. Die harte Schale paarlicher Monadisierung sollte mit dem Brecheisen der gleichen Nicht-Distanz zu allen aufgebrochen werden: mit jedem schlafen zu können, sich vor allen nackt zeigen zu können, uneingeschränkt aufrichtig zu sein und mitteilungsbereit, alles beim Namen zu nennen, nur ja nichts für sich zu behalten oder gar zu verdrängen.

Offensichtlich ist, daß es „Grenzen der Gemeinschaft“ (Helmut Plessner) gibt, einen Grad gemeinschaftlicher Wärmeentfaltung, der die Grenzen humaner Zutraglichkeit sprengt. Der größte Feind des Guten ist des Guten zuviel: Wärme ist gut, aber an zuviel Wärme verbrennen wir uns. Gemeinschaft ist gut, aber zuviel Gemeinschaft erstickt die Freiheit.

Unsere soziale Engeempfindlichkeit und unser Distanzbedürfnis beziehen sich nicht nur auf die rein räumliche Dimension: Wir haben auch ein akustisches und visuelles, ein psychologisches und ein ästhetisches Distanzbedürfnis. Es ist ebenso legitim, sich vor einem Übermaß an Häßlichkeit zu schützen, wie optische und akustische Belästigungen abzuwehren und vor aufgenötigten Gesprächs- und Geständnisvertraulichkeiten auf Distanz zu gehen.

Demonstrative Nacktbereitschaft

Bedeutet nun die Zunahme an demonstrativer Nacktbereitschaft eine Art überfälliger affektiver Instandbesetzung unserer kaputten Körpermoral, oder ist mit der wachsenden Bereitschaft zur massenhaften öffentlichen Selbstentblößung die erotische „Verhausschweinung“ (Konrad Lorenz) des Menschen angesagt — also die fatale Gefühls-gewöhnung an's eigentlich Unangemessene?

Die Mode von der Isarmetropole, wo sich vor fünf Jahren die ersten Unbekleideten auf öffentlichen Liegewiesen und Grünanlagen tummelten, hat die ganze Republik erobert. Von Flensburg bis Friedrichshafen frönt man kollektiver Schau- und Zeigelust.

Auch die Leinwand bleibt im allgemeinen Enthüllungswettlauf nichts schuldig an Einblicken, die der Phantasie nichts mehr zu bebildern lassen. Nimmt man das, was zur ganz normalen Sendezeit über den Bildschirm eines ganz normalen Haushalts flimmert, als Maßstab, so könnte dies den Ärgernisgebern von gestern und vorgestern — der „Sünderin“ Hildegard Knef etwa oder Ingmar Bergman mit seinem „Schweigen“ — regelrecht die Schamröte ins Antlitz treiben. Vorbei die Zeiten, da sich in freiwilliger Selbstbeschränkung züchtige Leinwandidole vom Schlage einer Ruth Leuwerik oder einer Sonja Ziemann auf Illustriertenfotos allzu offenherzig geratene Dekolletés durch nachträgliche Retusche „hochschnüren“ ließen.

Auch an der Absatzfront dominieren konkurrenzlos die „Waffen der Frau“: Mit nahezu jedem beliebigen Produkt wird der unverhüllte Frauenkörper kombiniert: Vom Regenreifen bis zum Son-

nenschutz, von der Stereoanlage bis zum Mandelkür, vom Hamburger bis zu Leichtzigarette baut man auf die durchschlagende Wirkung langer Beine und blanker Brüste.

Nacktheit erscheint als eine heuristische Chiffre, von der her sich eine Fülle höchst aufschlußreicher gesellschaftlicher Einsichten ableiten. Überall stoßen wir auf das Motiv einer forcierten Enttabuisierung des Privaten, auf eine neue „kollektive“ Schau- und Zeigelust. Dies reicht von der gläsernen Sichtbarkeitsarchitektur über die Renaissance quasi-archaischer Verzehrgehnheiten in der Fast-food-Unkultur bis hin zu den säkularisierten Populärversionen der christlichen Beichte in den „Talk-shows“ und den „Exklusivinterviews“ der Massenpresse. Am verblüffendsten aber sind die zeitlichen und formalen Übereinstimmungen zwischen seelischer und körperlicher Offenbarungsbereitschaft.

Die emphatische Nacktheit ist die körperliche Entsprechung der allgemeinen Selbstthematisierung. Beide Male geht es darum, sich nicht einfach mit dem zufrieden zu geben, was ist. Seele und Körper werden als plastisch begriffen, formbar, beeinflussbar. Man kann „an sich arbeiten“, innen wie außen. Jeder sein eigener Freud, jeder sein eigener Michelangelo!

Die Kraft zum „Nein“ und die Ich-Stärke, die mir abgehen, kann ich mir antrainieren wie die fehlenden Bauch- und Wadenmuskeln. Der strapaziösen und gelegentlich ruinösen psychischen Aufbauarbeit der Selbstfindung und Selbstverwirklichung entspricht die bänder- und gelenkbelastende freiwillige Selbstfolterung in der „Eisernen Jungfrau“ des Bodybuilding-Centers.

Sichtbarkeit und Isolation

Viele Erscheinungen unserer modernen Alltagswelt sind durch eine höchst merkwürdige Widersprüchlichkeit charakterisiert: durch die Dialektik von Sichtbarkeit und Isolation (Richard Sennett). Eine solche Interpretation muß zunächst verwundern: Wie kann ich von etwas, das ich sehe, isoliert sein? Und doch ist es so. Am eindeutigsten vielleicht beim Fernsehen. Vom Sehen kennen wir sie alle: Björn Borg und Grit Böttcher, Lorient und Graf Lambsdorff. Doch haben wir sie je beim Einkaufen getroffen? Oder denken wir an die Isolation im Großraumbüro trotz allgemeiner Sichtbarkeit, die Isolation in Mensa und Kantine: Je größer der Raum, um so kleiner die Kommunikationschance; denken wir an die sinnenüberwältigenden Warenangebote der großen Einkaufszen-

tren, die uns mit ihrem „Kauf-mich!“ und „Nimm-mich!“ traktieren. Alles zum Greifen nah und doch uneinholbar fern — mindestens wenn das Kleingeld fehlt.

In den gläsernen Büropalästen unserer ‚Cities‘ sieht man von drinnen, wer und was außen vorgeht, kann selbst meist auch gesehen werden, und dennoch: Gibt es etwas Trennenderes als eine „Trennscheibe“? Gibt es etwas „Trennenderes“ als die massenhafte Nacktheit an manchen Stränden: angestregtes Weggucken, Erektionsangst, Berührungspeinlichkeit zu Wasser und zu Lande, allgemeine Anfangsbangigkeit beim Ansprechen, allgemeiner Argwohn beim Angesprochen-Werden? Die Nacktangst der Nackten wirkt geradezu als Faraday'scher Käfig wider allzu forsche Annä-

herungsversuche. Noch hat wohl kein Sozialwissenschaftler nachgemessen, doch will es scheinen, als seien die Liegeabstände an Nacktstränden deutlich größer, oder umgekehrt: als sei der allgemeine Raumbedarf dort geringer, wo Slip und Tanga der Phantasie noch Raum lassen.

Auch hier die Dialektik von Sichtbarkeit und Isolation, auch hier nur illusionäre Teilhabe. Die Welt als Schaufenster unserer Wünsche und Sehnsüchte, aber gerade als Schau-Fenster eine unüberwindliche Lebens- und Erlebensbarriere, eine Welt, in der stets alles hautnah fremd bleibt.

Es ist kein Zufall, daß sich im Augenblick in solchem Maße die emanzipatorischen Hoffnungen auf den Körper konzentrieren. Obgleich Ausgangs- und Endpunkt aller menschlichen Selbst- und Welterfahrung, hat er über die Jahrhunderte hinweg stets eine höchst prekäre Existenz gefri-

stet, wurde verdammt und verklärt, gepriesen und geschlagen, geachtet und geächtet. Der Körper, das war immer auch die Maschine der Arbeit, Körperfron war Körperlos. Die „Arbeit des Körpers“ wie „das Werk der Hände“ oblag den niederen Schichten, den höheren blieben die „höheren“ Tätigkeiten vorbehalten. Klassenherrschaft stabilisierte sich oft in ausgedehnter Körperfeindschaft, die meist auch von jenen geteilt wurde, die außer dem „leiblichen Selbst“ nichts einzubringen hatten.

Wenn wir heute eine allgemeine Aufwertung des Körpers, ein neues Bewußtsein seines spezifischen Erfahrungsbeitrags, seiner besonderen Bedürfnisse und Erlebnisqualitäten zu erkennen glauben, so ist *hierin* vor allem, nicht aber allein schon in forciertem und demonstrativer Nacktheit, ein Fortschritt zu erblicken.

Natürlich = gut?

Die demonstrative Nacktheit heute sagt der Heuchelei den Kampf an. Sie beruft sich auf das Recht des Natürlichen und Unmittelbaren, auf das Wahre und Wirkliche. Der Hinweis, etwas sei mit der Natur in Einklang, ergebe sich unmittelbar aus ihren Zusammenhängen oder Gesetzmäßigkeiten, scheint Grund genug, es für hinreichend gerechtfertigt zu halten. „Natürlich“ ist zu einem allgegenwärtigen schmückenden Prestigewort geworden — ebenso universal wie nichtssagend. In vielen Begriffskombinationen scheint „natürlich“ in die Leerstelle des einstigen semantischen Plausibilitätsgaranten „wissenschaftlich“ eingerückt zu sein. Dies wäre im Zeichen schwindender Wissenschaftsgläubigkeit gewiß nicht verwunderlich.

Wenn wir einen Kater betrachten oder eine Schildkröte, haben wir da eigentlich das Gefühl, daß diese beiden doch weitgehend naturbelassenen Kreaturen in unserem Blickfeld „nackt“ sind? Doch sei's drum! Auch wenn sie's wären, was besagte das schon? Nirgendwo akzeptieren wir „Natur“ als das letzte Wort in der Sache — weder wenn wir Blitzableiter bauen, noch wenn wir unseren Bandwürmern zuleibe rücken! Und das ist gut so! Weder ist Natur immer schön, noch ist sie „gut“ und dem Menschen immer wohlgesonnen. Vielmehr müssen wir uns in ihr und oft genug auch gegen sie behaupten.

Daß wir uns in der Bekleidung also von der Natur entfernen, besagt wenig. Das tun wir auch, wenn wir eine Kathedrale bauen, in die Eisdiele gehen oder Shakespeare lesen. Natürlichkeit an sich ist kein Wert, ist weder gut noch schlecht. Ein prinzipienfanatischer Naturpurismus hat mit aufgeklärtem Menschentum so viel zu tun wie der Club méditerrané mit der Platonischen Akademie.

„Nackt“ ist mehr als nur unbekleidet. Der unbekleidete Körper ist noch nicht die nackte Wahrheit! Wir, die wir gleich tonnenweise die Äpfel vom Baume der Erkenntnis gepflückt haben, sind allenfalls zu anzüglichem Ausgezogen-sein, nicht mehr aber zur Unschuld einer beseelten Nacktheit fähig, die in sich ruht und es nicht nötig hat, sich exhibitionistisch zu inszenieren. Unsere „Nacktheit“ paktiert, offen oder heimlich, mit dem Voyeur. Sie zeigt und will gesehen werden. Natürliche Nacktheit ist nicht rückholbar. Zwischen Naturnacktheit und Kulturnacktheit gibt es, allem naturseligen Nackttümlern zum Trotz, keine Brücke. Was uns Salonethnologen wie von Reitzenstein und Stratz an nackten Weibs-Bildern von den „Naturvölkern“ liefern, gleicht in der Tat ungeschliffenen Rohdiamanten einer uns für immer verschlossenen Welt der exotischen Nacktheit, die unter den Augen und Händen des knipsenden Kolonialisten zerbrechen.

Ein Volk von Schlüssellochguckern und Plattnasen

Es fällt schwer, zu glauben, daß auf dem Felde der öffentlichen Hüllenlosigkeit heute noch kriegsentscheidende Schlachten der Emanzipation geschla-

gen werden. Wie in anderen Streitfeldern, so ist auch hier der freiwillige Massenandrang der „Revolutionäre“ eher ein Zeichen dafür, daß

die Revolutionskarawane längst weitergezogen ist.

Die Nachhutgefechte an der Nacktfront verdecken nur, daß es längst die ebenso heimliche wie im Effekt „staatstragende“ Übereinkunft zwischen der Provokation körperbewußter „Kulturrevolutionäre“ hie und der moralischen Bürger-Empörung da gibt. Die Bildzeitung schafft diese systemfunktionale coincidentia oppositorum gar blattintern und in ein und derselben Nummer, wenn sie auf Seite eins der krachledernen Suada des gesunden Volksempfindens wider die Isar-Nackedeis die Fettzeilen leiht und auf Seite fünf das hauseigene Fleisch hüllenloser Schöner auf den Bedürfnismarkt treibt.

Bedürfnismanipulation und Staatsräson — Welch altvertraute Weise! Die großen emanzipatorischen Hoffnungen, die sich mit dem Sieg über die Nacktscham verbinden, sind leerer Wahn. Statt panem et circenses — Baguette und Telespiele! Mag's, wer kann, als Fortschritt buchen! Und noch ein Fortschritt: Wir sind immer dabei. Wir sind dabei, wenn J. R. über die eigene Schwägerin herfällt, und wir begleiten Marianne Koch, wenn sie, „Paar um Paar“, unter psychoprofessioneller Fachaufsicht öffentliche Eheschlammschlachten einläutet. Warum lange drumherumreden? Wir sind ein Volk von notorischen Schlüsselochgukern. Wenn uns ein bekannter Karikaturist immer als Plattnasen porträtiert, weiß er vermutlich gar nicht, wie nah dies der Realität kommt!

Was am offensichtlichsten ist, unterläuft unsere Wahrnehmung zugleich am beständigsten. Und so sehen wir nicht, was doch ins Auge springt: Wir sind zu einer Nation medienversorgter Fern-Voyeure geworden, allesamt und ausnahmslos, oben und unten, mit Bildung und ohne. Die massenhafte Neigung zur öffentlichen Selbstentblößung ist das psycho-logische Pendant massenhafter Schausüchtigkeit.

Eine der problematischsten Folgen vermehrten Fernsehkonsums ist die gesellschaftsweite Um-

orientierung aufs Unwirkliche, die massenhafte Vorliebe fürs Vorgebliche, die allgegenwärtige Sympathie für die Simulation, das notorische „Sotun-als-Ob“. Der Bildschirm fungiert als Bildschirm wider die Regenschauer einer wetterwenderischen Wirklichkeit. Nicht genug, daß uns die Mattscheibe nicht munter macht, wir nutzen sie, wo immer wir uns ausschließlich augenlüstern auf die Welt einlassen, geradezu zielstrebig als Realitätspräservativ zur Verhinderung von Lebenszwischenfällen.

Fernsehen entfremdet dem Leben, einmal, indem es ihm, neben vitalen Energien, den unentbehrlichen Rohstoff Zeit entzieht; zum anderen aber, indem es uns die „petites différences“ zwischen Leben und Imagination immer wieder vergessen läßt. Wir gehen also nicht nur deshalb weniger im Wald spazieren, weil uns das Fernsehen als der dreisteste aller modernen Zeitdiebe hierfür keinen Spielraum mehr läßt; wir halten diesen Gang obendrein vielleicht gar für überflüssig, weil uns das Fernsehen ja selbst immer wieder auf Wiesen und in Wälder entführt.

Es ist zu vermuten, daß viele von uns mittlerweile bereits eine ganze Reihe von Bedürfnissen „kompensatorisch“ via Bildschirm befriedigen. Das Spektrum imaginiertes Teilhabe reicht vom Abenteuer über sportliche Aktivitäten und „starke“ Gefühle bis zur Natur: Vom Sonnenuntergang bis zu schönen Frauenbeinen, vom spektakulären Frontalzusammenstoß bis zum Kamelritt in der Wüste, vom Flirt bis zur Naturkatastrophe ersetzt das Fernsehen unvollkommene Schwarz-Weiß-Wirklichkeit durch grellbunte Imagination. Das schweißtreibende Realerleben erscheint als überflüssig, wenn nicht gar als minderwertig aus Prinzip. Und darüber vergessen wir vollständig, immer wieder zu prüfen, ob wir sie denn wirklich brauchen: die Bilder von der „Hochzeit des Jahres“; all den kurzlebigen Informationsmüll, der zwischen Becker und Becquerel noch rasch ins Nachrichtenloch gestopft wird.

Nähe-Illusionen

Diese Erfahrung schürt auch den Zweifel an der emanzipatorischen Qualität des entblößten Körpers. Nackt allein macht nicht glücklich: Außerhalb der intimen Zweisamkeit, so steht zu vermuten, nährt Nacktheit nur die Illusion von Nähe; öffentliche Nacktheit auf der Liegewiese im Park oder am Strand wärmt uns weder die Seele noch die Haut. Schlimmstenfalls fördert sie gar die Bildung von Hornhaut auf der Seele.

Intimität läßt sich nicht auf die Bühne der Öffentlichkeit verpflanzen, ohne daß beide Schaden nehmen: Intimität und Öffentlichkeit. Nicht umsonst warnte der gewiß nicht prude Herbert Marcuse seinerzeit die 68er-Bewegung vor Gefühlsvandalismus und erotischer Bilderstürmerei. In den ideologischen Roßkuren eines zwanghaften Ent-Schämens durch demonstrative Promiskuität und unterschiedslose Nacktheit der Sprache wie

des Körpers sah er bedenkliche Anzeichen der Selbstunterdrückung und seelischen Verrohung („repressive Entsublimierung“).

Wer die rüde Reduktion aller Körperbedürfnisse auf ihren animalischen Kern mit Emanzipation verwechselt, weiß nichts von der Möglichkeit affektiver Bereicherung durch ein ausdifferenziertes Scham- und Verhüllungsrepertoire. Niemand käme auf die Idee, das Verschlingen rohen Fleisches zur kulinarischen Befreiungstat zu adeln. Warum tun wir uns so schwer damit, unsere erotisch-affektiven Kulturleistungen zu erkennen und anzuerkennen?

Auch wenn jeder jeden unbekleidet sieht, sieht keiner einen wirklich nackt! Wenn die „Uniform des lieben Gottes“ zur kollektiven Freizeitkluft avanciert, so ist dies ein problematischer Zuwachs an Freiheit. Gewiß, solcherart uniformiert kann man den General nicht mehr ohne weiteres vom Gasmann unterscheiden. Das soziale Differenzierungswerk des „Kleider-machen-Leute“ wird durch unterschiedslose Nacktheit durchkreuzt. Ist Nacktheit also, weil in der Tendenz sozial egalierend, demokratischer als der Zustand allgemeiner Zugeknöpftheit?

Nein, es ist zu fürchten, daß das Hadern mit Göttern und Genen nun erst richtig losgeht — mindestens aber das erbarmungslose Hantieren mit der Hantel! Denn über der Idylle der nackten Gleichheit schwebt der Pulverdampf nicht immer sanfter sozialdarwinistischer Nötigung. Nicht nur Kleider, auch Körper machen Leute! Nacktheit bedeutet immer auch die Privilegierung des schönen, jugendlichen Körpers. Nacktheit im Park oder in den Strandcafés schafft eine gnadenlose Musterungssituation und steigert die soziale Randständigkeit körperlich benachteiligter Menschen: der Dicken und der allzu Dünnen, der Unförmigen und Behinderten.

Vergessen wir also nicht, daß nicht nur das Recht des Unmittelbaren uns die Freiheit bringt. Es gibt

auch ein „Menschenrecht“ auf Tönung und Schöpfung! Nicht nur Ausziehen, auch Anziehen bietet Freiheits- und Verwirklichungschancen!

Unsere Phantasie entzündet sich am Unsichtbaren, am Erahten mehr denn am Geschauten. Nackte Tatsachen sind noch längst nicht die ganze Wahrheit! Was gibt es Erotischeres als aufrechte Prüderie? Die Erotik gehört wohl zu jenen höchst zerbrechlichen kulturellen Kostbarkeiten, die erst durch Widerstand und Verbot konstituiert werden. In Wahrheit ist die Kanzel der heimliche Verbündete der Erotik.

Niemand hat dies besser begriffen als die scheinbiedereren Miederwarenhersteller des züchtigen Anfangsjahrzehnts unserer Republik. Wer war je einfallsreicher im Ersinnen immer neuer lust- und phantasiestimulierender textiler Hemmnisse? Wer hat je das erotische Einmaleins des Noch-Nicht und Doch-Schon so erbarmungslos professionell heruntergespult wie jene wahren Virtuosen prüd-raffinierter Verhüllungskunst mit ihren Nahtstrümpfen und siebenfach gestuften Petticoats, mit ihren unsäglich komplizierten Schnür- und Schließcorsellets, ihren variantenreichen Hüft- und Büstenhaltern, Sport- und Gummischlupfern: knapp- und hochtailliert, mit velourunterlegtem Hakenband und verstellbarem Seitverschluß, mit Schaumstoffeinlage, Drahtbügelversteifung und Stahleinlage in der Magenpartie?

Die allgegenwärtige Hüllenlosigkeit hat kaum noch erotische Bedeutung; wie das Jedermanns-Duzen, die allgemeine Intim-Bekennnisseligkeit, die unterschiedslose Freundlichkeit, das Küßchen hie und da löst sie, durch Überdehnung, die Erotik auf. Allen nah ist niemand nah. Es ist die alte Erfahrung mit der „Toleranz“, die sich als amorphes „anything goes“ selbst um ihren aufklärerischen, emanzipatorischen Sinn bringt, schlimmer noch: sozialen Sinn und soziale Zurechenbarkeit überhaupt verweigert und verwehrt.

Neuer Subjektivismus

Ist eine Zeitsignatur wirklich allgemein, dann muß sie auch in allem aufscheinen. In der Tat stoßen wir auf die Spuren des neuen radikalen „Subjektivismus“ überall: in der Lyrik und in der Musik, in der Philosophie und der Wissenschaftstheorie, in der Architektur und der politischen Willensbildung, in der neuen Religiosität und in der gewandelten Einstellung zur Arbeit. Überall wird ein Stück Wirklichkeit flüchtig, schleicht sich aus unseren eingeschliffenen Wahrnehmungs- und Analyserastern davon, entzieht sich herkömmlicher Kategorisierung und Etikettierung.

Wir sind Zeugen, ja vielfach freiwillig-unfreiwillig Mitakteure eines tiefgreifenden Wandlungsprozesses, in welchem das lebensprägende Großereignis Liebe durch flexiblere und/oder flüchtigere Intimprogramme ersetzt wird. Wo einst Liebe (gefragt) war, behilft man sich heute mit Zweckbündnissen und Zufallsarrangements. Partnerschaftlich organisierte (Dauer-)Beziehungen und neuerdings verstärkt auch situative Spontanintimität — dies sind die „Mühlsteine“, zwischen denen jenes „größte aller Abenteuer“, die Liebe, zerrieben wird.

Seit der Romantik ist die psychosoziale Verbindlichkeit dieses Programmes kontinuierlich geschwunden. Warum ist uns „Glücklich-Sein“ ein unerfüllbares Programm geworden? Eine Aufgegebenheit, deren Anruf wir kaum noch vernehmen? Das Zeitalter des vorwärtsstürmenden Fortschritts ist vorerst mehr das Zeitalter der Psychosen und Neurosen denn der Gefühlsverheißungen

und Glücksversprechungen. Am schnoddrig-coolen Neuzynismus der No-future-Generation läßt sich, wohl eher ungewollt, ablesen, welche Wunden die Desillusionierung der einst so tröstlichen Glücksversprechen der Aufklärung hinterließ: „Angst allein macht auch nicht glücklich“ verkündet uns ein Graffiti am Otto-Suhr-Institut in Berlin.

Beziehungsprobleme

„Beziehung“ und „Beziehungsprobleme“ sind auf der Karriereleiter alltagssprachlicher Wortverwendungshäufigkeit ganz weit oben zu finden. Was hat das zu bedeuten? Was hat es zu bedeuten, daß man sich nicht schlicht mag oder gar liebt, sich trifft, zusammen in den Urlaub fährt oder Tennis spielt, miteinander schläft oder zusammen lebt, sondern eine „Beziehung“ hat; daß man sich nicht wechselseitig quält, beleidigt, belauert, beschimpft, hintergeht, wütend ist aufeinander, traurig, verstört und verängstigt ist wegen des anderen, sondern daß man „Beziehungsprobleme“ hat? Bewegt sich, wer so spricht, nur im Zeitgeistgeleise verkürzender Sprachbahnung, benutzt, wer „Beziehung“ sagt, nur die mundfaule Abkürzung via Einheitsterminologie?

Gewiß auch. Doch bleibt eine solche Deutung an der Oberfläche. Mehr und anderes klingt an: Wer eine „Beziehung“ hat, hat gewiß nicht die erste — und weiß auch schon, daß die gegenwärtige nicht ewig dauern wird. Wer eine „Beziehung“ hat, pflegt routinierte Distanz zu den eigenen Illusionen. Kann aber, was dem Bundesligaprofi noch mit Fug recht sein mag, dem Beziehungsprofi einfach billig sein? Diese wohltemperierte Äquidistanz der Gefühle, diese bemühte Selbstneutralisierung: als spräche man über einen Dritten, diese angestrengte Leidenschaftslosigkeit — sind sie nicht wenig frommer Selbstbetrug? Und wo nicht — wie weit sind sie noch weg von der Langeweile, wie weit entfernt noch von der emotionalen Unerheblichkeit?

Wer sich illusionsfest hinter „Beziehungen“ verschanzt, scheint nicht mehr vom „Hunger nach starken Gefühlen“ getrieben, jedenfalls aber nicht bereit, sich ihnen ohne Netz und doppelten Boden auszusetzen. Daß sie denn auch dem Märchenprinzen den (Buchtitel-)Tod auf's Haupt wünscht, ist nur konsequent (für *ihn* gilt, *mutatis mutandis*, dasselbe!).

Tod also den Märchenprinzen und -prinzessinnen! Was nimmt sich schon, wer sich die Illusionen nimmt? Muß nicht Ballast abwerfen, wer hinauf will mit dem Emanzipationsballon? Was verschlägt's da schon, daß der Himmel nicht mehr

voller Geigen hängt? Je unverblümter, desto besser. Haben wir nicht über Liebe und Gefühle so ziemlich alles erfahren, nur nicht, wie's wirklich damit steht und dabei zugeht? Nein, wenn schon Illusionen sterben müssen, dann gründlich und allemal besser von der eigenen als von fremder Hand: Selbstdesillusionierung aus Angst, desillusioniert zu werden, moderater Gefühlsfrost als probates Frustschutzmittel.

Der gefesselte Gefühlsprometheus nimmt Abschied von den ganz großen Erwartungen. Wer sich auf keinen Fall zuviel erhofft, für den kann's auch kaum zuwenig werden. Frustrationsangst nötigt zum vorauseilenden Gehorsam, zum Kniefall vor den befürchteten mehr als vor den realen Nötigungen. Die äußere Katastrophenangst hat häufig ihre „innere“ Entsprechung: die stets präsente Angst vor der „Beziehungskatastrophe“. Das Beziehungsvirtuosentum, welches als das zentrale Sujet die Drehbühne der demonstrativ fröhlich-freien Single-Welt beherrscht, ist Bluff Marke berührungsängstlicher Narziß. Safety first — erst recht in „Beziehungsfragen“!

Sich auf den anderen einzulassen, ist allemal ein Wagnis mit ungewissem Ausgang. „Du könntest mir gefährlich werden“ (-soll heißen: bald zu viel bedeuten, so daß ich von Dir abhängig werde) ist ein häufig vernommenes Argument für den Abbruch einer „Beziehung“. Gefahr ist im Verzug, wenn eine Beziehung mehr zu werden droht als eine Beziehung. Da hilft oft nur Verweigerung als emotionale Notbremse. Früher begann sein Tag meist mit einem Volltreffer, heute kann Amor Bogen und Pfeil getrost einmotten. Wen wundert's angesichts seiner erbärmlichen Trefferquoten?

Nein, wahrhaftig, Himmelsstürmer in Sachen Gefühl und dauerhafter Hingabe sind sie nicht, die „Frustis“ und „Resis“ der Beziehungsszene. *Small* gilt auch hier als *beautiful*. Und die kleinen Brötchen passen zum kleinen Hunger. Mit dem Risiko des Scheiterns läßt man sich, wo immer vermeidbar, mit dem anderen nicht ein. „Was geht mich der Vietnam-Krieg an, solange ich Orgasmuschwierigkeiten habe?“ 1968, auf dem Höhepunkt

des studentischen Protests, von einem Protagonisten der legendären Berliner Kommune I gesprochen, nahm dieser Satz in seinem demonstrativen Apolitizismus bereits den Rückzug auf's Ich, die „Aussteigermentalität“ gegenüber allen anderen, auch gegenüber den jeweiligen „Beziehungspartnern“, vorweg.

Und seither haben sich nicht wenige risikoscheu und verpflichtungsängstlich auf den Ego-Trip der Selbsterfahrung begeben, bei dem der andere allenfalls als Tauschkulisse ungeschmälerter Selbstbespiegelung mit von der Partie ist. Dem „Keine-Macht-für-Niemand!“ entspricht das „Null-Ver-

antwortung-für-Nichts!“. Was könnte einem angesichts solch unverbindlicher Weggenossenschaft auch schon an wirklich Unersetzlichem abhanden kommen!

Wer bloß „Beziehungsprobleme“ hat, bei dem kann, genau genommen, eigentlich gar nichts schiefgehen. Der Ernstfall ist ausgeschlossen, die Haftung beschränkt. Gefühlskatastrophe — nein danke! „Beziehungsprobleme“ haben — das suggeriert Beherrschbarkeit; „Beziehungsprobleme“, die sind letztlich zu meistern wie Probleme mit dem Differential oder dem tropfenden Wasserhahn oder der Rechtschreibung.

Liebe, Partnerschaft, Beziehung

Im Vermeiden der Leidenschaft sucht man zu vermeiden, was Leiden schafft. Vielleicht ist die angestrengte Leidensflucht heute der größte Widersacher der Liebe. Wer nur Pein und Schmerz entflieht, der findet nicht zur Liebe. Oft führt der Weg zu dieser mitten durch jene hindurch. Die Liebe gleicht einer zitternden Biene (Ortega y Gasset), die sich auf süßen Honig versteht wie auf schmerzhaftige Stiche. Sie läßt uns nur die Wahl zwischen der Größe unserer Furcht und der Tiefe unserer Sehnsucht. Wir müssen uns entscheiden, ob es uns wichtiger ist, dem zu enttrinnen, was wir fürchten, oder das zu gewinnen, was wir ersehnen.

Wer liebt, zieht allemal die Verzweiflung der schmerzlosen Gleichgültigkeit vor und die Seelenpein dem Vergessen. Und möglicherweise fröhnt er hierbei noch nicht einmal einem heimlichen Hang zum Selbstquälerischen, sondern trifft „instinktiv“ die im Sinne einer psychologischen Daseinsvorsorge „gehaltvollere“ Entscheidung, wenn er sich für die Himmelsqualen der Liebe entscheidet: „Die Jugend irrt nämlich, wenn sie meint, man stürbe an einem gebrochenen Herzen. Davon lebt man meist noch im hohen Alter“ (Maurice Chevalier).

Vieles an der aktuellen Beziehungsartistik ist handfest egoistisch und zeugt von robuster Rücksichtslosigkeit. Die unbeirrbar Selbstbezogenheit ist, jenseits aller sanfteren, „sozialeren“ Einkleidungen, geradezu konstitutiv für den vorherrschenden Beziehungstrend. Gerade dort, wo man sich noch die Mühe macht, die radikale Ausschließlichkeit der Eigenbedürfnisse mit teilnehmenden, den anderen scheinbar einbeziehenden Floskeln zu bedecken, wird vielleicht am deutlichsten, daß für ihn eigentlich gar kein Platz mehr ist: Jeder für sich, keiner für den anderen — jedenfalls solange wir uns noch so bärenstark beziehungsicher, so unheilbar gesund und gefühlsmangementfähig wissen. Der Beziehungsvirtuose ist

ein einsamer Wolf; seine Masche nicht selten demonstrative Direktheit: „Einsamer sucht Einsame zum Einsamen“ — so lautet die Szenenannonce eines alternativen Stadtblatts.

Gewiß: Noch macht der Partnerschaftsjargon der spätechziger und siebziger Jahre, macht jene aufgeklärte, emanzipationsfrohe Lippenkunde die Wortrunde. Noch werden ihm allenthalben die verbalen Weihrauchopfer dargebracht. Doch bezeugt dies eher, wie sehr die „Szene“ im Signalkonformismus verharret. Der „aufgeklärte“ Beziehungsjargon ist in seiner verhaltenspraktischen „Folgenlosigkeit“ nicht weniger symptomatisch als in seiner wortreichen Süffigkeit.

In Wahrheit haben die Beziehungsblumenkinder längst die Unschuld verloren: Null Bock auf Partnerillusion! Der Beziehungsvirtuose hat den Amateurstatus längst abgelegt. Er ist ein ausgebuffter „Profi“ in Sachen Gefühle: WG-fest, rechtfertigungssicher und rundum kommunikationskompetent. Mit moderater Coolness betreibt er präventives Beziehungskrisenmanagement — alles, nur keinen unnötigen trouble, das Leben ist schon hart genug!

Die sich oft so beruhigend sanft geben — sie sind gar nicht immer von der milden Sorte, wie man auf den ersten Blick glauben könnte! Ihr Repertoire an kommunikativer Gemeinsamkeitsrhetorik ist meist wortkosmetische Verkleidung, oft werbungs- und umgangspsychologische Masche! Dabei muß gar keine bitterböse Täuschungsabsicht im Spiele sein. Viel wahrscheinlicher ist, daß die geschliffenen Formeln des Partnerschafts-codes der 68er Generation sich einfach als ideologische Rechtfertigungsstruktur behaupten, obgleich sich, gleichsam in ihrem Schutz, das wirkliche Verhalten und die wirkliche psychologische Orientierung längst in eine andere Richtung bewegen.

In der Tat: Vieles am neuen „Beziehungsautismus“ klingt wie eine Radikalisierung und Vereinfachung der guten alten Partnerschaftsideologie. Schon sie hatte gegenüber dem irrationalen Liebes„konzept“ die beiderseitige „Fallhöhe“ dadurch gesenkt, daß sie die Erwartungen bewußt niedrig hielt: Wer sich nicht zuviel erhofft, kann auch nicht allzusehr enttäuscht werden; wer nicht zu hoch geklettert ist, braucht, im Fall des Falles, auch keinen allzu harten Aufschlag zu befürchten. „Partnerschaft“ war ein Konzept für das Bestehen des Alltäglichen des Alltags. Auf die Übersteigerungen, Projektionen, Idealisierungen und Gefühlsintensitäten der Liebe wollte man sich schon damals nicht einlassen.

Mehr als auf die emotionale Ergriffenheit und das rückhaltlose Gefühlsengagement der Liebe als dem süßen „Wahnsinn zu zweit“ setzte man auf die Rationalität des gemeinsamen Gesprächs: „Wir sollten uns mal wieder über unsere Probleme aussprechen!“ Problem benannt, Gefahr gebannt — dies stand als Erwartung hinter der Welle aufgeklärter Partnerschaftsgesprächigkeit der siebziger Jahre. Die kommunikative Allgegenwart psychologischer Selbstdeutung wurde jedoch rasch selbst zum Problem: Wo alles kränklich psychelt, verliert das Psycheln rasch an Attraktivität. „Wahrheitsliebe“ ist, mit Alfred Polgar gesprochen, „die seltenste aller amourösen Bindungen“. Und daher hatte denn auch im zermürbenden Binnendiskurs der Partnerschaftsbeziehung jeder zunächst mehr die eigene, als die Wahrheit schlechthin im Auge.

Die beanspruchte „psychistische“ Gesprächsmeisterung der Zweisamkeit entlarvte sich als Illusionszwitter. Wer darauf nicht mehr bauen mag und sich statt dessen Hals über Kopf ins Serienabenteuer „situativer“ Beziehungen stürzt, weicht nicht zuletzt vor dem Permanenzdruck kommunikativer Rechtfertigungsnotwendigkeit. Er ist des ständigen Hinterfragens überdrüssig; er flieht, wie Svende Merians „Märchenprinz“, Arne Piewitz, weil er die Inquisitionsfolter geschwätziger Dauerreflexion und ermüdender Selbstanalyse nicht mehr ertragen kann.

Wo man sich für jedes Wort und jede Unterlassung wortreich-trickreich rechtfertigen muß, wo die WG-Genossen als Sekundanten und Gesprächsverlaufszeugen im verbalen Analyseduell aufgeboten werden, da verkommt neben dem Genuß letztlich auch noch die Reue. Zynismus, wo nicht Haß, feiern fröhliche Urstände. Der Softie von gestern wird zum berechnenden Beziehungsstrategen, der sich für Frauen eine „Superaussteigemasche“ zurechtlegt. „Scheiße, Du, ich hab' erst bei Dir gemerkt, daß ich über Sabine eben doch noch nicht weg bin . . .“

Der sanft-gesprächige Partner von einst gebraucht plötzlich die Ellenbogen, zeigt eine gehörige Portion robuster Selbstbehauptung, ja häufig eine unvermutete Bereitschaft zur psychischen Brutalität. Auch wenn die Einblicke, die man am Hamburger Szenenspektakel des „Märchenprinzen“ gewinnen kann, das alte „Problemschema“ (der Mann liebt die Liebe, die Frau den Mann) zunächst zu bestätigen scheinen — nein, die Frauen sind hierbei keineswegs mehr das schwache Geschlecht. Auch sie haben gelernt, mit der Beziehungsschere umzugehen. „Bis daß der Tod uns scheidet“ klingt auch für sie längst nicht so plausibel wie: „Solange wir zusammen einen Orgasmus schaffen.“

Wenn wir genauer hinsehen, hat sich dieser radikale Selbstbezug, diese Wiederentdeckung des allmächtigen Ego schon in der Partnerschaftsideologie der 68er Generation angekündigt. Diese Orientierung hatte bereits bewußt das Getto der Liebeszweisamkeit aufgebrochen und Dritten Zugang gewährt. „Außenkontakte“ waren erwünscht. Sie sollten die Partnerschaft bereichern — und waren zugleich ein Stück „Rückversicherung“.

Verließ man oder wurde man verlassen, so stand man nicht alleine. Die ungeheure personale Konzentration auf den einen anderen, welche die Liebe abverlangt, war hier schon der kühl berechnenden Risikovermeidungsstrategie „geopfert“ worden. Zwar wollte man beieinander bleiben, sich arrangieren, sich zusammenraufen über Seitensprünge und -hiebe hinweg — aber man verweigerte sich den Blankoscheck fürs Leben; zwar war das Ende nicht fest eingeplant — aber seine Vorstellung erfüllte auch nicht mit Furcht und Schrecken.

Die Liebe kommt, wenn sie stürzt, nicht mehr von selber auf die Beine. Bis zu fünf Jahren, so hat man herausgefragt, braucht der verlassene Teil in der traditionellen, auf Liebe gegründeten Ehebeziehung, um mit dem Elementarereignis der Ehekatastrophe fertig zu werden. Und meist ist er nicht mehr der, der er vorher war. Wird dagegen nur der „Partner“ gewechselt, so verläßt man weder die eigene Haut noch den eigenen Erdteil. Die Vergänglichkeit war kalkuliert, Außenkontakte, u. U. auch Anschlußkontakte mit Intimperspektive sind gegeben, man braucht, was war und was man erworben, nicht zu verdrängen und zu vergessen, sondern kann es, als individuellen Erfahrungsbestand, in den nächsten Versuch „einbringen“.

Was für den Liebenden eine einzige Katastrophe war — der Tod der Liebe —, kann jetzt schlicht als Erfahrung gebucht werden: Je mehr Partnerkatastrophen man überlebt hat, um so „erfüllter“, weil erfahrener, tritt man über die Schwelle der

nächsten Partnerschaftsbeziehung. Beim Auszug des Partners ist nicht, wie bei der Liebe, „alles aus“, sondern alles kann neu und eigentlich nur besser werden. Die Partnerschaftsideologie hatte das „unlebbare“ Programm der Liebe in ein lebbares Alltagsprogramm übersetzt.

Der aktuelle „Beziehungsautismus“ erscheint in mancherlei Hinsicht als eine Radikalisierung des partnerschaftlichen Autonomiebegehrens: Nun verweigert man sich auch dem, was die „Partnerschaft“ den Partnern noch zugemutet hatte: dem Bestehen eines gemeinsamen Alltagsprogramms. Die Beziehung wird, von allen Umkleidungen, allem störenden Beiwerk befreit, zur „reinen“ Beziehung. Man lebt ausschließlich im Hier und Jetzt: Weder der Zukunft noch der Vergangenheit wird Einlaß gewährt. Die Beziehung stiftet keine wesentlichen, über sie hinausweisenden Gemeinsamkeiten. Sie bildet eine „exzentrische“ Lebensinsel auf Zeit; sie ist alltagsentlastet, weil sie als außeralltägliches Ereignis neben dem Alltag, ohne direkte Verbindung zum übrigen Lebensprogramm des einzelnen, verläuft.

Diese strukturelle Flüchtigkeit läßt den jederzeitigen Rückzug offen, macht die jederzeitige Distanzierung möglich. Im raum- und zeitlosen Jetzt der „reinen“ Beziehung scheint der Schlüssel endlich gefunden zu einem Genuß ohne Reue. Man kennt weder Probleme, die sich aus der „Dauer“ ergeben können, noch solche, die aus den sachlichen, sozialen und personellen Überschneidungen der Lebenssphären erwachsen. Was man tut, tut man, weil man gerade „Bock hat“; und man hört einfach auf, wenn's einen nicht mehr „schockt“ — und dies alles, ohne irgend jemand eine Erklärung zu schulden.

„Beziehungen“ leben in einer Atmosphäre, wo nur die reine Anwesenheit, die augenblickliche Präsenz der Gefühle, der Stimmungen, der Worte oder des Körpers, zählt. Die situative Beziehung läuft gleichsam in einer Separatwelt außerhalb des Spielfelds, auf dem das Leben spielt, ohne Schiedsrichter, ohne Zeitnahme und das Buhen oder den Applaus des Publikums, in einer Zeit-Nische der eigentlichen Lebenszeit, ohne einen

wirklichen Bezug zum zeitlichen Vorher und Nachher.

Eine „Beziehung“-haben setzt beiderseitiges Einverständnis darüber voraus, daß das, was ist, weder von ewiger Dauer ist, noch von Erdschwere. Die „Beziehung“ darf einen nicht „berühren“, man läßt sie, zeitlich und räumlich, nicht an sich „heran“: Weder darf sie ins eigentliche Leben eindringen, in den Beruf, den Freundeskreis, die Verwandtschaft, u. U. die Familie oder in andere, parallele „Beziehungen“, noch darf sie einen wesentlichen Zeitanteil schlucken.

Der Beziehung braucht man sich nicht „zuzuwenden“, d. h., man braucht sich selbst gar nicht abzuwenden von dem, was einem bis dahin wichtig war; und man braucht sie auch nicht zu „pflegen“. Beziehungen überleben, wenn sie nicht ohnehin eingehen, gerade als etwas „Ungepflegtes“, der Pflege nicht oder doch kaum bedürftig. Man „pflegt“ eine Beziehung, solange sie pflegeleicht bleibt; wenn Ansprüche ins Spiel kommen, Rechtfertigungen nötig werden, also die beiderseitige Geschäftsgrundlage nicht mehr stimmt, gibt man sie preis — und sucht sich eine neue.

Die „Beziehung“ ist auch eine Antwort auf die allgemeine Zeitknappheit, eine Strategie der Mehrfachnutzung unserer knappen Zeitressourcen, wie wir sie in anderen Bereichen bereits „erfolgreich“ praktizieren: Wenn wir etwa eine Party veranstalten und zeitsparend, in einem Aufwasch, alle jene Kontaktfäden wieder erneuern, für die wir uns einzeln, bei einer jeweils eigenen Gesprächseinladung, nie die Zeit nehmen könnten.

Natürlich hätten wir unter „normalen“ Umständen auch nicht die Zeit, zwanzig Partner, an denen uns jeweils etwas ganz anderes interessiert, im Laufe weniger Jahre auszuprobieren. Dies geht nur, weil die für Liebesehe und Partnerschaft normalerweise üblichen sachlichen und sozialen Folgen und Folgeverpflichtungen von vornherein unterbleiben. Erst das situative Verhaltenskonzept der „Beziehung“ macht es möglich, eine Vielzahl von Menschen flüchtig und doch „intim“ zu streifen, ohne sich einem ganz und gar hinzugeben.

Der „Mann ohne Eigenschaften“

In der „Beziehung“ ist es gerade der Schutz des „Nie-wieder“, welcher die umstandslose Selbstöffnung ermöglicht; gerade die strukturelle Flüchtigkeit macht die mit nichts als dem Gewicht des Augenblicks beschwerte „Beziehung“ für die Kommunikation auch des Höchstpersönlichen so attraktiv. Nicht selten steigert sich die situative Beziehungsinigkeit eines Kneipenabends zu regelrechten Bekenntnis- und Geständnisekstasen.

Doch besagt dies wenig über die tatsächlichen Möglichkeiten aufrichtiger Kommunikation in der „Beziehung“. Aufrichtigkeit ist nicht nur durch die Rücksichtnahme auf den anderen gefährdet, sondern auch durch die Unkenntnis der eigenen Person. Wenn ich nicht weiß, wer ich bin, was ich will und wofür bzw. wogegen ich stehe, kann ich schwerlich aufrichtig sein (allerdings auch nicht wirklich „unaufrichtig“!). Die

Folge tiefer eigener Identitätsunsicherheit ist — Gleichgültigkeit: Wie ich mich auch verhalte — alles hat die gleiche Gültigkeit, sofern es nur überzeugend dargestellt ist. Kurzfristige Rollenidentifikationen treten an die Stelle einer Verhaltenskontinuität begründenden Identität.

Das authentische Engagement, welches seine Begehrung in der Persönlichkeit (und ihrer biographischen Dimension) findet, verflacht zu einem flatterhaften Saison-Engagement innerhalb einer eindrucksvollen Rolle. Kriterien sind nicht mehr Echtheit und Authentizität, sondern Pathos, Emphase und die Chance der augenblicklichen Selbststilisierung: „Verzichten“ wie der Casablanca-Bogart oder werben, kämpfen und siegen wie Jean-Paul Belmondo. „Jeder Johnny küßt heut' wie Clark Gable“ (Günther Anders).

Das Beziehungskonzept erfordert den „Mann ohne Eigenschaften“. Wer eine „Beziehung“ hat, bezieht sich nicht auf eine „Person“, sondern auf die „Rolle“, welche diese Person in spezifischer, als reizvoll und attraktiv empfundener Weise beherrscht. Es bleibt weder Zeit, das Ganze der Persönlichkeit des anderen wahrzunehmen und auszuloten, noch Raum, es einzulassen und festzuhalten. In der Beziehungsflüchtigkeit begnügt man sich mit imaginären Persönlichkeitssegmenten.

Die Wahrnehmung verengt sich auf jeweils einen einzigen Punkt: modische Kleidung, Körperlichkeit, überlegene Gesprächscoolness, die Attribute eines imponierenden Lebensstils, die im Augenblick gerade gefragten Qualitäten als Skiläufer, Surfer, Tennisspieler, Musiker, Gedichteschreiber, Witzeerzähler oder, noch partieller und situativer: das Licht im Haar des anderen, seine Stimme, den Sand zwischen seinen Zehen ...

Wenn Liebe ungewollt blind macht, so verschließt man in der Beziehung bewußt die Augen. Man lebt im Reiz-Reaktionskäfig einer höchst selektiven Signalkultur, die Persönlichkeitssegmente filtert und verstärkt. In die „Beziehung“ bringt man sich nur als imaginäres Teilindividuum ein; in der Beziehungsflüchtigkeit begnügt man sich mit dem Phantombild, dem Persönlichkeitsschatten des anderen.

Das große Ja der Liebe dagegen kann auch aus tausend kleinen Neins gewoben sein: Man liebt das Ganze, die Einzelheiten mögen sein, wie sie wollen. Die selbstquälerischen Erörterungstermine und die Kommunikationsfoltern der Partnerschafts- und (seltener) Beziehungsinquisitoren offenbaren gerade, daß man sich im Geflecht der Neins zwangsläufig verheddern muß, wenn das erlösende Ja der Liebe fehlt.

Es war schon ein Irrtum in Stendhals berühmter Abhandlung „De l'amour“, dem vielleicht ein-

flußreichsten und am meisten gelesenen Buch über die Liebe überhaupt, zu glauben, Liebe vertrage sich problemlos mit einer erhöhten Tätigkeit des Bewußtseins, mit gesteigerter Selbst- und Fremdbeobachtung, mit Reflexionen und kommunikativer „Erarbeitung“ des Beobachteten und Reflektierten.

Bei der Erforschung der Gründe für die steigende Beliebtheit der Fast-food-Gastronomie ist man auf das Motiv fortwirkender Attraktion archaischer Verzehrgepflogenheiten gestoßen. Gewiß sind „Beziehungen“ auch deshalb „in“, weil sie gestatten, den „Hunger nach Nähe“ ohne Besteck und Eßetikette, „mit Zähnen und Klauen“ zu stillen.

Doch ob uns all dies glücklicher macht oder auch nur weniger unglücklich? Ob es uns „angemessen“ ist und, als „Verhaltensprogramm“ von vielen, durchhaltbar? Ulla Meineckes Liedtext sagt's ohne Umschweife: Es gibt keine süßen Sünden ohne Seele.

Kommt also überhaupt auf seine Kosten, wer in Sachen Beziehung „von der Hand in den Mund“ lebt? Wollen die Beziehungsvirtuosen wirklich so wenig, wie sie sich und den anderen weismachen wollen? Verbirgt sich hinter den illusionsfesten Entsagungsmetaphern nicht doch noch anderes? Ist das Pathos der Anspruchslosigkeit, ist die gängige Wort-Romantik des freiwilligen Illusionsverzichts also beim Wort zu nehmen? Sucht man wirklich nur das atemlose Augenblicksglück einer situativen Spontanbeziehung?

Vorauszusehen jedenfalls ist bereits seit einiger Zeit, daß auch „die neue Liebesunordnung“ (Pascal Bruckner/Alain Finkielkraut, 1979) ihre ordnungspolitische Nachgeschichte haben wird. Die einen entdecken die Vorzüge der guten alten Liebesweisamkeit wieder; und die anderen helfen sich aus den neuen Nöten des allgemeinen sexuellen Verwirrspiels durch die selbstverordnete Radikalkur einer „Liebe ohne Sex“. Sollte die hochgestimmte sexuelle Emanzipationserwartung im erotischen Katzenjammer enden? Unübersehbar wird Freiheit in diesem Feld nicht mehr ausschließlich mit sexueller Freizügigkeit, sondern immer öfter mit Freiheit vom Sexuellen gleichgesetzt.

Was für die Aufklärung im allgemeinen, gilt für die sexuelle Aufklärung im besonderen: Es existiert auch hier eine kritische Grenze, jenseits derer ein Zuwachs an „Wissen“ und „Bewußtsein“ Freiheit und Glücksfähigkeit nicht mehr vergrößert, sondern gefährdet. Wir bringen die Freiheit nicht in die Welt, indem wir alles aus der Welt schaffen, was Freiheit erschwert, weil das, was sie erschwert, oft zugleich das ist, was sie

ermöglicht, genauer: was sie uns lieb und teuer macht und sie damit erst „herausfordert!“.

So auch die Lust: Wir bringen sie nicht in die Welt, indem wir ihr alles aus dem Weg räumen, was sie beeinträchtigen könnte. Es gibt vielleicht keine größere Lusterschwermis als eine Lust-

erleichterung, die so weit geht, daß ein Verfehlen der Norm nur noch als individuelles Versagen zu deuten ist. Wird der Orgasmus zur selbstverständlichen Pflichtaufgabe, kommen Versagensängste ins Spiel, gerade weil ja alles so einfach ist, daß man eigentlich gar nicht mehr versagen kann.

Die Liebe als „gesellschaftsbildende Kraft“

Gleichwohl bleibt zu bedenken, daß die neuen Varianten einer flüchtigen Augenblicksintimität natürlich keine freien Willkürerfindungen sind. Sie finden in einer ganzen Reihe anderer Verhaltensweisen ihre Entsprechung. Leben wir nicht in vielfacher Hinsicht ex-und-hopp: beim Essen, beim Trinken, beim Konsumieren, beim Urlaubmachen? Warum eigentlich sollten wir ausgerechnet mit unseren Beziehungen wesentlich anders umgehen als mit unseren Bekleidern, warum anders als mit unseren Wohnungen und Häusern, die wir ständig wechseln, mit unseren Autos, unseren Freizeit- und Spielzeuggegenständen, die dem Kommen und Gehen von Moden unterworfen sind?

Hat also, wer „Beziehungsprobleme“ hat, wirklich nur Beziehungsprobleme? Leidet er nicht vielmehr (wie wir alle mehr oder weniger) an progressivem Beziehungsfähigkeitsschwund, genauer: am Stetigkeitsverlust und Intensitätsschwund seiner vagabundierenden Gefühle? Verurteilen uns die anhaltenden psychischen Überforderungen des sozialen Wandels nicht zu einem allgemeinen Gefühlsnomadentum? Unsere Geschichtsbücher nennen die Seßhaftigkeit als äußere Kulturbedingung. Kündet nicht konsequenterweise der Seßhaftigkeitsverlust unserer Gefühle vom Rückfall in die Beziehungsbarbarei?

Liebe drückt der von ihr ergriffenen Wirklichkeit den Stempel der Verbindlichkeit auf; sie verkörpert den schärfsten Einspruch wider die universale Gleichgültigkeit und damit: wider die Langleiwe. Wer liebt, braucht keinen Flipperautomaten.

Wenn man liebt, zeige man sich, „wie man immer sein sollte“, meinte Simone de Beauvoir. In der Tat lassen sich gute Gründe dafür finden, daß dort, wo die Liebe zuhause ist, Geiz, Neid und Mißgunst kaum Einlaß finden. Aber nicht allein dieser Überstrahlungseffekt der Liebe und die aus ihm abgeleitete allgemeine soziale Besserungserwartung begründen ihre gesellschaftliche und politische Relevanz. In einem noch fundamentaleren Sinn ist sie gesellschaftsbildende Kraft.

Wo jeder für sich ein allmächtiges Ich ist — wie soll das Gesellschaft werden? Welche Macht,

wenn nicht Liebe, läßt den Selbstversessenen sein Selbst vergessen? Was wir von uns preisgeben, bringen wir — wo nicht der Gewalt — allenfalls der Liebe dar. Nur Liebe mildert die überlegene Macht des anderen. Nur in der Liebe kann man dienen, ohne Sklave zu sein. Nur sie führt uns, als Hinwendung zum anderen, über uns selbst hinaus.

Sie ist der Zwang, den wir der Freiheit uneingeschränkter Selbstliebe vorziehen. Sie befähigt uns, „höhere“, soll heißen: über den einzelnen hinausreichende Zwecke in den Mittelpunkt unserer Strebungen zu rücken. Es ist durchaus konsequent, wenn Francesco Alberoni „Verliebtsein“ und „Lieben“ als eine Art „sozialer Bewegung zu zweit“ interpretiert.

Das Ganze des Volkes, der Gesellschaft, der Klasse, der Nation, der Menschheit gar ist zu groß und zu weit weg, als daß wir es im direkten Gegenüber zu lieben vermöchten. Deshalb bedürfen diese großen Ganzheiten der Vermittlung durch „Liebesliebe“. Um nicht mißverstanden zu werden: Das „Individualprogramm“ Liebe ist gewiß nicht das letzte Wort in Sachen Gesellschaftsbildung. Aber es ist ein unverzichtbares erstes Wort auf dem Wege zu einer nicht auf Versagung und Gewalt gegründeten Gesellschaft.

Sigmund Freud begriff die Libido als die jedem Organismus innewohnende Tendenz, sich zu erweitern. Den allermeisten Auffassungen über die Liebe ist, bei allen sonstigen Differenzen, eben dieses Merkmal gemeinsam: daß Liebe uns zum „Transzendieren“ befähigt, zum Überschreiten von Grenzen — Grenzen der Persönlichkeit oder eines gegebenen Zustands. Liebe führt uns über das hinaus, was wir jeweils vorfinden. Setzen die „großen“ Einheitsstifter: Herrschaft, Religion, Geschichte und Kultur, gleichsam oberhalb der Gesellschaft an, so wirkt die Liebe als Ferment in ihr selbst. Mag ihr Beitrag zur Gesellschaftswerdung selbst auch strittig sein, — sie hat entscheidenden Anteil daran, die Gesellschaft vor dem Auseinanderbrechen, vor der zeitlichen und räumlichen Dissoziation zu bewahren.

Kann es uns kalt lassen, wenn die Liebe erkaltet? Schwinden mit der Liebe nicht auch Tradierungswillen und Zukunftsbereitschaft der Gesellschaft im ganzen? Wird eine Generation, welche die Liebe nicht mehr kennt, sich nicht auch den elementaren Kontinuitätsforderungen des größeren Sozialverbandes versagen? Wird eine Generation, welche Lieben verlernt hat, ihre „Pflicht zur Zukunft“ (Hans Jonas) noch erkennen und annehmen?

Ist eine Ethik der Vorausschau denkbar in einer Gesellschaft ohne Liebe? Liebe zählt zu den elementaren motivationspsychologischen Garantien sozialer Kontinuierung. Ist die Befürchtung so abwegig, daß in einer Gesellschaft ohne Liebe die psychologische Reproduktionsbereitschaft schwinden könnte: die Bereitschaft zur Tradierung von Wissen und Erfahrung ebenso wie zur Weitergabe von Leben?

Humane Balance

Narziß will die Welt nicht erfahren und aktiv gestalten; er will nur sich selbst, das allmächtige Ich, in seinen „spontanen Bedürfnissen“ und seinen „authentischen Regungen“ erleben. Die narzißtische Realitätsdeutung steht den Bedürfnissen des anderen fern. Narziß braucht den anderen nicht zu kennen, da er weder geliebt werden will, noch jemand anderen als sich selbst lieben kann.

Wem dies zu weit hergeholt erscheint, der möge zusehen, wie er sonst die folgende, in ihrer Symptomatik gar nicht zu überschätzende Beobachtung einzuordnen vermag: Eine amerikanische Warenhauskette findet derzeit mit ihrem Angebot exklusiver „Yuppy-Puppen“ unerwartet großen Anklang. Es handelt sich dabei um technisch aufwendige Baby- bzw. Kinderimitate, die „mitwachsen“, und mit denen man — genau wie mit richtigen Kindern — „alles machen kann“; die perfekte Nachwuchssimulation für vielbeschäftigte junge Karrieremenschen (= Yuppies), die für Kinder aus Fleisch und Blut zu wenig Zeit haben, für das Lebenslos der Einsamkeit aber (noch) nicht „stark“ genug sind.

Es geht um eine humane Balance zwischen Innen und Außen, zwischen Privat und Öffentlich, zwischen Fremdem und Vertrautem, um eine wie immer prekäre Abstimmung zwischen sozialen Nähe- und sozialen Distanzbedürfnissen, zwischen den Aktivitäten der Ich- und denen der Welterkundung. Die „Ideologie der Intimität“ (Richard Sennett) zerstört die wichtigste Bedingung für alle wirkliche Nähe: Unterscheidungsfähigkeit.

Unsere Zeit- wie unsere affektiven Ressourcen sind zu knapp bemessen, als daß wir allen gleichermaßen nah sein könnten. Angestregtes All-

zeitduzen überwindet soziale Distanzen in Wirklichkeit ebensowenig wie der mit Szenenrotwelsch und Anakoluthen durchsetzte Stümmel- und Stammel-Jargon des „Irgendwie“. Dasselbe gilt für den im Kern „asozialen“ Narzißmus der Körper- und der Seelenblöße: Wie das Beliebigkeitsduzen, so enthalten auch die Gesprächs-, Geständnis- und Beziehungsbeliebigkeiten unausgesprochen das Versprechen von Nähe, intimer Zugehörigkeit und wärmender Gemeinschaft.

Eine willkürliche Vielzahl sozialer Nähebeziehungen geht zwangsläufig auf Kosten der Intensität und Gültigkeit der je einzelnen. Paradoxe Weise ist es gerade das Gefühl für die sozialen Distanzen, welches uns das intensive Erlebnis von Nähe erst ermöglicht.

Konsistenz und Kontinuität sind Voraussetzungen für soziales Handeln. Zu einer freiheitlichen politischen Kultur gehört das Wissen um die zivilisierende Kraft von Regeln und Beschränkungen, um die Hygiene des Takts, um den Sinn der Förmlichkeit, um die Klugheit von Konventionen.

Wenn wir die „Barbarei“ der Distanzlosigkeit, die Preisgabe der Unterscheidung, die Bekenntnis- und Mitteilungswut kritisieren, so dürfen wir nicht vergessen, daß dieses Zuviel seinen Grund häufig in einem vorgängigen Zuwenig hat: Die Exzesse an schonungsloser Ehrlichkeit und monomaner Aufrichtigkeit werden verständlicher, wenn wir sie als Reaktion auf Verlogenheit und feiges Schweigen der Elterngeneration begreifen, wenn wir zudringliche Geschwätzigkeit mit verschämter Sprachlosigkeit und rabiate Ent-Hemmung mit emotionaler und expressiver Dürftigkeit kontrastieren.

„Glücklich in der Konfusion“ oder: Ratlos aber frei

Es ist kein Zufall, daß die Vervielfachung des Medienangebots mit einer breiten Geistes- und Verhaltensströmung in Kunst und Wissenschaft, in Architektur und Pädagogik einhergeht, die man

als „postmodern“ etikettiert. Die televisionäre Abgeklärtheit scheint der pädagogisch beflissenen Aufklärung endgültig den Garaus zu machen. Das Fernsehen ist der Motor einer rundum populären

Trivialisierung, die alles mit allem bis zur Unkenntlichkeit mischt; es präsentiert sich als der große Supermarkt der Motive und Meinungen, der Ideen und Stile, der konsequent Eindeutigkeit durch Masse ersetzt und damit die Beliebigkeit ins Grenzenlose wuchern läßt: Nur die Fernsehwerbung bringt es fertig, Gulaschfix mit Schumanns „Arabeske“ zu kombinieren, und nur das postmoderne Lebensgefühl, einen McDonalds-Besuch als Kulturereignis zu inszenieren.

Für Grundstimmung und Lebensgefühl unserer Epoche ist die Wortkarriere des Präfix „post“ durchaus symptomatisch: Das Abgründige, ja gewollt Absurde von Spätlingsexistenzen prägt das geistige Klima. Leben erscheint als annehmbare Banalität, mit der sich obendrein trefflich kokettieren läßt. Man beginnt zu ahnen, was man alles nicht weiß und nicht kann, und dem Frust wehrt man mit Zynismus. Das Nicht-Gekonnte wird das Gesollte; die „Neue Unübersichtlichkeit“ (Jürgen Habermas) wird ins Moralische, mindestens aber ins Ästhetische gewendet, das „anything goes“ mausert sich zum kategorischen Imperativ der notorisch Erkenntnis- und Urteils geschädigten. Der Resteverwerter avanciert zum Titelhelden, die eigene „Roßleichenwohllust“ (Johann Wolfgang von Goethe) zu seinem bevorzugten Thema. Baudrillard und Feyerabend, Horstmann und Sloterdijk bevölkern dieses Pantheon profaner Nachzeitphilosophien. Pulverdampf liegt über der intellektuellen Szene, was nicht nur bedeutet, daß man wenig sieht, sondern eben auch heißt, daß vorwiegend jene sie besetzt halten, die ihr Pulver verschossen haben.

Zur postmodernen Zeitgeist-Avantgarde darf sich zählen, wer immer die Stirn hat, auch noch Ratlosigkeit und Relativismus als Überzeugung feilzubieten. „Postmodern“ — das ist vor allem die Revolte wider die Rezeptphilosophien der sechziger und siebziger Jahre, ein Aufstand damit auch wider intellektuelle Selbstgefälligkeit und Besserwissererei nach dem Motto: Lieber ratlos aber frei als aufgeklärt und mit unglücklichem Bewußtsein.

Statt Überzeugung Styling, statt Theorien Gags: „Seien wir glücklich in der Konfusion“ (Pascal Bruckner/Alain Finkielkraut, 1981); nicht Wahrheit, die Konfusion wird uns frei machen! Diese vor allem steht im Mittelpunkt der Praxis einer „Rehabilitierung des Zufalls“ (Andrea Frank): Alle Erwartung gehört der Ungebundenheit „diese(m) Drang, mich treiben zu lassen, um allem zu begegnen“ (André Breton). Mit Hoffen auf bessere Zeiten mag sein Leben vertun, wer da mag: „Das Paradies beginnt dort, wo wir es für richtig halten“ (André Breton/Phillipe Soupault); und: „Unterm Pflaster liegt der Strand“.

„Postmodern“ — so nennt man das Lebensgefühl jener neuesten Jugend, die überzeugt ist, daß das alte „carpe diem“ erst im Schlagschatten der Apokalypse so richtig plausibel klingt. Neben forcierter Innerlichkeit und simulierter Individualität der frühen Achtziger entfalten sich, manchmal auch in erklärtem Gegenzug, literarische Tendenzen, die unverblümt ein Recht auf Standpunktlosigkeit reklamieren. Die Angst vor dem Fixen wird zur fixen Idee.

Die „neue Beweglichkeit“

Die einzige Sünde wider den postmodernen Geist ist die Festlegung, der Abbruch des Spiels: des Versuchens, Verwerfens und erneuten Versuchens. Er reklamiert für sich „das Recht, sich immerfort selbst zu widersprechen“ (Pascal Bruckner/Alain Finkielkraut, 1981). Es ist unübersehbar, welche prinzipielle Plausibilität der „permeablen Persönlichkeit“ und der „inszenierten Individualität“ aus dem Kontext der Erfahrung eines „offenen“ Weltzustandes zuwächst. Die Weigerung, sich festzulegen, findet ihre Entsprechung in der Wahrnehmung der Welt als einer nicht festgelegten, doch höchst prekären.

Die „Soziologie des Abwartens“ ist nirgends aktueller als in Übergangszeiten. In Zeiten der Ungewißheit sorgt man am besten vor durch Beweglichkeit: Man ist am besten vorbereitet, wenn man auf alles vorbereitet ist. Die „neue Unübersichtlichkeit“ (Habermas) erfordert als angemessene

Reaktion die „neue Beweglichkeit“ der Protagonisten. Musils „Mann ohne Eigenschaften“ oder Woody Allens „Zelig“ verkörpern die Sozialtugenden der Stunde. Sie verharren zwischen den Fronten und Professionen, angespannt, auf alles vorbereitet, und mit der saisonalen Theorieausstattung wohlversehen gehen sie jargonvirtuos alle Gangarten mit, vermeiden aber aufs Sorgfältigste jede definitive Festlegung: Abwarten und in Bewegung bleiben. „Unabhängig von dem, was eintrifft, oder nicht eintrifft, es ist wunderbar, in der Erwartung zu leben“ (André Breton).

Ob alle diese Vorhölle des Noch-nicht-und-doch-Schon gleichermaßen lieben, ob alle die Absage an Kontinuität und Konsistenz gleich gut verkraften, sei dahingestellt. Manchen jedenfalls setzt das Treibhausklima ausgelassener Resignation, in welchem zwar manches ins Kraut schießt, welches die Bäume jedoch auch nicht gen Himmel wach-

sen läßt, ganz schön zu. Für sie fügt sich, oft un- freiwillig, das psychosoziale Moratorium nicht zur Attitüde lustvoller Erwartung, sondern zur galligen Einsicht in die „Nutzlosigkeit, erwachsen zu werden“. Georg Heinzen und Uwe Koch beschreiben in ihrer biographischen Reportage sehr treffsicher den Gemütszustand jener, die mit sich uneins sind, ob sie auf ihren beruflichen und sozialen Schwebezustand eher stolz sein oder sich gegenüber dem schon etablierten Altersgenossen als Versager fühlen sollen. Eine „multiple Identität“ ist offenbar nicht jedermanns Sache.

Überall gestylte Tristesse, allenthalben Posen der Einsamkeit. Nirgends kreuzen sich Blicke, begegnen sich Augenpaare, man spricht nicht, lacht nicht, ist weder fröhlich noch aufgeregt; man hat sich nichts mitzuteilen — außer vielleicht jener unspezifischen „Botschaft“, welche Körperhaltung und (bevorzugt in Schwarz gehaltene) Kleidung suggerieren. Kein Augen-Blick gilt mehr dem Betrachter. Die kühlen Heroen, die das marktgängige Ideal stolzer Selbstgenügsamkeit (etwa auf Platten-Covers oder Modeposters) ins Bild setzen, biedern sich nicht mehr mit entblößtem Gebiß und expressiver Gestik an, sie ködern den Käufer mit Coolness und Casablanca-Melancholie. Schön und starr, stolz-traurig und introvertiert sind die neuen Helden. Ihr bevorzugter Ausdruck ist die wohldosierte Gebärdenmischung aus Abweisung und Verbundenheit. „Ich bin mir selbst genug“, scheint jeder Körperzoll zu signalisieren. Der frühe Andy Warhol läßt grüßen, die Sphinx mit der Maske, die unbewegt auf alle Fragen die Antwort verweigert.

Die kalkulierte Distanzierung bedarf zumindest der zeitweiligen „Nähe“ zum anderen: Die „Cool-

tour“ zieht nur vor Publikum. Sie ist die ureigene Inszenierung einer neuen Generation, die sich mit intelligenten Zynismen und dem diskreten Charme der Melancholie von den Überzeugungs-attacken ihrer Apo-Väter distanziert: Sie findet Sozialkampf, Massenagitation und Mitarbeit in der örtlichen Bürgerinitiative mindestens ebenso zum Gähnen wie das „Wort zum Sonntag“ — und zumindest genauso überflüssig.

Wider den Bazillus geschwätziger Aufklärung, wider Bekehrungsseligkeit und Überzeugungseifer, wider aktionistische Hektik und das Maulheldentum der Systemveränderer sind sie gründlich gefeit. „Null Bock auf Illusionen!“

Am ehesten noch könnte man sie in den Fußstapfen der Großväter von der einstigen „skeptischen Generation“ sehen. Doch stimmt auch dieses Bild nur sehr eingeschränkt. Anders als ihre fernen Großväter lassen die „Trendies“ der achtziger Jahre sich nicht vom System vereinnahmen; sie vereinnahmen das System: Donald Duck for president! Sie erklären ihre Bude zur „agitationsfreien Zone“: „Zutritt nur in Begleitung des behördlichen Einsatzleiters“. Und wenn sie gestern noch selbstironisch forderten: „Mehr Beton ins Müsli!“, — so bezeugt all dies einerseits zwar noch ein gutes Quantum an flapsiger Systemreserve; andererseits aber zeigt es auch, daß die Angst weg ist, sich offen dem sozialen Leistungszwang der „Bewegungen“ zu versagen und sich zu den eigenen, höchst trivialen Gelüsten zu bekennen. „Postmodern“ ist nicht so sehr das „Begehren nach Unvernunft“ (Manfred Nieß) — das gab's wohl zu fast allen Zeiten —, „postmodern“ ist die Bereitschaft, sich unüberhörbar zu derlei unerhörten Anwendungen zu bekennen.

Die Joy-Stick-Generation

Mehr als nur ein Hauch von Unernst schwebt über der Szene, der von denen, die's gern schwer haben und dumpf-düster, sofort wieder als neuester Anlauf auf „Ernsthaftigkeit“ vereinnahmt wird, die wir hierzulande bekanntlich an der Elle der „politischen Relevanz“ vermessen. Und so findet man noch hinter witzigen Wortspielchen und abgeschmackten Sprachgags das „Auflösende“ und „Zersetzende“ des unermüdlichen Systemsaboteurs. Der reine Unterhaltungswert, die pure Lust am Spielerischen: Spaß haben am Spaß machen, das ist zuwenig. Wenn Markus für die Neue Deutsche Welle plärrt: „Ich will Spaß, ich will Spaß!“, dann darf er alles — bloß das nicht auch noch so meinen!

Und wenn sie's nun doch einfach „nur so“ meinten? Wenn es *ihre* Antwort wäre auf Unübersicht-

lichkeit und Weltgefährdung? „Bodenlosgelassen“ (Andrea Frank), von allen — besonders den „guten“ — Geistern verlassen, ausgelassen, nicht aus gelassener Selbstgewißheit, sondern aus dem allgemeinen Fehlen aller Gewißheit; kurz, „gut drauf, weil eh' niemand weiß, worauf's wirklich ankommt“, und immer nach dem Motto: „Egal wo's langgeht, wenn's nur nicht so lang geht!“

Dies alles paßt nur zu gut zum neuen, mitunter recht hemdsärmlichen Egoismus der Erfolgreichen, der Schönen und Starken, der Leistungsbe-reiten und Selbstgewissen. Der Yuppie verdrängt den Weltschmerz-Hypochonder. Der sprachambitionierten Yuppie-Vorhut der Diedrich Die-drichsen, der Ronald Götz und Peter Glaser sind, bei allen sonstigen Differenzen, vor allem jene suspekt, die noch immer dabei sind, „mit dem

Teleobjektiv den eigenen Zeh zu fotografieren“. „Selbstsicher“ kommen sie daher; „adrenalin-treibend, störend und ungehalten“ (Peter Glaser), möchten sie den Friedensfuzzis und den weinerlichen Ökopaxen auf die ominösen Zehen treten. Die neuen „Macher“ betreten die Szene, diejenigen, die keinen Bock mehr haben auf „Null Bock“, die zuviel kriegen, wenn jemand über „zuwenig“ klagt an Motivation und Möglichkeiten. Die Joy-Stick-Generation läßt ihre Muskeln spielen.

Man versteht die „Yuppies“ nicht ohne ihre Pappis. Der neueste, demonstrativ unpolitische Nonkonformismus gibt sich konformistisch. Der „Wendejugend“ zum Verwechseln ähnlich, verkörpert er die Revolte gegen die Revolte der Vä-

ter, nonkonformistisch nur im Blick auf die Nonkonformisten von gestern und vorgestern.

Die Ressentiments wider die Szene der Frustis und Bewußtis, der Müslis und Meditativen sind unüberhörbar: Jene, die mit lässiger Gebärde ihre Lebenstauglichkeit vor allem in Form von Technikkompetenz vorführen, mokieren sich erbar-mungslos über jene anderen, die zwar theoriesou-verän die Übel dieser Welt aus den Kapitalverwertungsbedingungen abzuleiten vermögen, aber nicht wissen, wofür der rote Knopf am Joy-Stick gut ist. Die Verachtung konzentriert sich vor allem auf die einstigen Systemverächter; die neue Empfindungslosigkeit der „power generation“ attackiert vornehmlich die Empfindsamen und Sanftmütigen der einstigen Flower-power-Ära.

„Wir sagen ja zur modernen Welt“

So tiefgreifend ist der Wandel. Wirklich so tiefgreifend? Reiben sich nicht, wie schon vor zwanzig Jahren, auch heute wieder Söhne und Töchter an Vätern und Müttern? Was anderes haben wir in der scheinbar „archetypischen“ Konfliktkonfiguration der (immer noch) Nachdenklichen wider die (schon wieder) Naßforschen vor uns als eine „Reprise“ der 68er-Aufführung mit reziproker Generationenbesetzung? Der kritisch-engagierte Studienrat und der sanft-gesprächige Sozialarbeiter repräsentieren für die Nachfolgenden die schwer erträgliche moralische Dauernötigung des unleugbar Guten, vor welchem sie, schon aus Gründen der Selbstbehauptung, in entgegengesetzte Rollenklischees ausweichen.

Konfliktchoreographisch durchaus plausibel, gilt nun: Böse ist chic, und: Härte ist (wieder) angesagt, denn „sozial allein macht auch nicht glücklich“! Den unterschiedslosen Menschheitshumanitarismus ihrer Väter kontern sie cool mit der Großväterdevise aus Zeiten der „skeptischen Generation“: Jeder ist sich selbst der nächste!

Wie alle „Renegaten“ leisten auch sie ein demonstratives Übersoll an Hinwendung zum einst Negierten: Computer und Comics, Kaschmirpull-over und Krawatte. In der Konsum-Bejahung, aber nicht nur dort, ist die Nähe zur „Wendejugend“ ebenso unbeabsichtigt wie unübersehbar.

Die Postmoderne, das ist der Ausbruch aus dem Korsett traditioneller — linker und ökoalternativer — Loyalitäten; der Exodus jener, die genug haben vom revolutionären Leistungszwang und vom gesellschaftskritischen Ehrgeiz denkwunder Bewußtseinsrevolutionäre; die Nase voll von der sanften Selbstverleugnung körnerkauender Askesefreaks. Postmodern — das ist die Absage an alles Visionäre und Utopische, an alles Ferne und Hehre, an Ordnung und Sinn, an Ziel und Zukunft, an Idyllen und Ideen! Man erwartet nicht, „daß das Leben besser wird, das Glück zunimmt oder Beziehungen sich entfalten“ (Stanley Cohen/Laurie Taylor). Man ist, weil man ißt; und man ißt, was schmeckt. Und wem der „Big Mac“ näher ist als die „Große Verweigerung“ (Herbert Marcuse), der scheut sich nicht, dies auszusprechen.

Bekennnisscham, ein durchgängiger Charakterzug der aufs exemplarische Gut-Sein abonnierten 68er (Nachfolge-)Generation, ist hier gänzlich unbekannt. Der einzige, dem man sich verpflichtet weiß, ist der eigene „Bock“, den man hat oder auch nicht. „Wir sagen ja zur modernen Welt“, tönt die „Freiwillige Selbstkontrolle“, „liebt, was Euch kaputt macht“, Annette Humpe, die Sängerin von „Ideal“. Wenn man Plastik und Beton eh' nicht wegekriegt (und Denver und Dallas und McDonalds und Mickey Mouse), — dann ist es am besten, man fährt darauf ab!

Der vorenthaltene Widerstand

Doch auch der postmoderne Neuzyniker, die Elfenbeinturmvariante des Innenstadtpunk, will mit seinem ungeschönten Heißhunger aufs Gewöhn-

liche vor allem schockieren. Seine Gegenspieler sind nicht Frau Saubermann und Dieter-Thomas Heck, sondern die unverzagt dauerengagierten

„Apo-Opas“ und die askesesüchtigen „Alternativknechte“ mit ihrer moralischen Dauernötigung zur Systemverweigerung und zum Konsumverzicht. Den demonstrativen „Immoralismus“ und den fortwährenden Verstoß gegen die guten linksalternativen Geschmacksprinzipien der letzten fünf Jahre verstehen wir nur, wenn wir die psychologische Widerstandsbedürftigkeit der Nachfolgegeneration mitbedenken, die bei diesem Konflikt Pate steht.

Identität formiert sich im Widerstand. Vielleicht ist der vorenthaltene Widerstand die größte aller Sünden, welche eine Generation gegenüber der nachfolgenden begehen kann. Sie betrügt sie nicht nur um die Chance, sie selbst zu werden, sondern, schlimmer, um die Chance, überhaupt wer zu werden. Jede Generation braucht *ihre* Wand, gegen die sie solange mit dem Kopf anrennen kann, bis sie es lustiger findet oder auch nur weniger schmerzhaft, die Tür zu benutzen. Es ist kein Zufall, daß sich die smarten Nachwuchszyniker so erbarmungslos an ihren intellektuellen Altvordere von der 68er Bewegung und deren Erben reiben.

Nach den Orgien an Systemkritik und Zukunftspessimismus, nach dem Übersoll an Bekenntnisbereitschaft und Tugendfanatismus, nach Gesinnungs- und Gefolgschaftsneurosen, den Heils- und Unheilsgewißheiten, nach theoretischen Rundumschlägen und visionärer Himmelsstürmerie ist „das Vertrauen in die traditionellen Meß- und Bewertungsinstrumente“ (Pascal Bruckner/Alain Finkielkraut; 1981) restlos dahin; man nimmt sich „das Recht, bedeutungslos, gewöhnlich und einfach zu sein“ (dies.). Nach dem vergeblichen Sturm auf die große Freiheit bäckt man kleine Brötchen: Man weigert sich, „nach Neuheit, Fortschritt und Sinn zu suchen“ (Stanley Cohen/Laurie Taylor). Man akzeptiert die Welt, wie sie ist. Das hat immerhin den Vorteil, daß man nicht „total ausflippt“, wenn sie so unvergleichlich anders ist, als sie sein sollte.

Von Marx zur Muppet-Show („da fahr' ich tierisch drauf ab“) — auch das kann man, offensichtlich, als Fortschritt buchen. Man hat aufgehört, an eine einheitliche Welt zu glauben und damit auch aufgehört, nach intellektuell befriedigenden Erklärungen für die Welt zu suchen. Die Sozialattraktivität des Marxismus war in dem Augenblick gebrochen, wo eine ganzheitliche Weltdeutung beim Publikum nicht mehr gefragt war. Nachdem die große Synthese keine Rettung ge-

bracht, ja noch nicht einmal das Leben erträglicher gemacht, im Gegenteil, die Einsicht in den *systemischen* Charakter des *wirklichen* Ganzen nur Ohnmachtsgefühle bewirkt und apokalyptische Endzeitvisionen beschert hatte, ist die Tendenz unverkennbar, die Dinge disparat zu halten, ja sie lustvoll auseinanderzureißen und die Erfahrung der Widersprüchlichkeit auf engstem Raume in vollen Zügen auszukosten.

Wozu brauchen wir auch eine Erklärung, die für alles paßt, hinter allem einen Zusammenhang stiftet, wenn sie am Ende doch nicht „stimmt“ (d. h. das Übel doch nicht von uns nimmt), jedenfalls aber das Aufstehen morgens nicht plausibler macht? Wozu sich noch anschnallen im explodierenden Raumschiff? Es lebe der große Unterschied, es lebe die Dissonanz! In Deutungen und Zusammenhängen, die uns nur die Unvermeidlichkeit des Katastrophenübels im großen erschließen, liegt keine Freiheit. Die Erkenntnis hinter der Absage an ein integratives Sinn- und Bedeutungssystem lautet: Jede Gesamterklärung, die das Übel nur benennt, ohne es zu beseitigen, vergrößert zwangsläufig das Übel, weil sie zum Übel das Bewußtsein des Übels schafft.

Übersehen wir also nicht: In der Absage an eine Analyse, die zur Selbsteinschüchterung wird, liegt ein Stück desperaten Lebenswillens: hoffnungslos aber frei. „Nun habe ich/schon wieder/dem Augenblick/ein Lächeln geschenkt/wo ein Fluch/am Platz/gewesen wäre.“ Dieser Vers enthält gleichsam die Formel einer — höchst privaten — Vitalbehauptung.

Wer Widersprüche nicht um jeden Preis lösen muß, wer gelernt hat, sie ungelöst stehen zu lassen, der will vor allem — weiterleben. Er begibt sich nicht nur nicht auf die Suche nach der Weltklärung, er unternimmt auch keine kräfteaubenden Expeditionen der Selbsterkundung mehr. Er verhält sich „adaptiv“: Wenn die Erfahrung der Welt zwangsläufig in ein pluralisiertes Bewußtsein mündet, dann wäre auch das Streben nach Eindeutigkeit eine verfehlt festgelegte, eine Fessel, der virtuellen Weltteilhabe hinderlich! Wer sich in wechselnden Sinnsystemen bewegen, sich unter divergenten Lebensaspekten bewähren muß, darf sich nicht mit zuviel „Identität“ belasten; d. h., er darf sich nicht festlegen, sondern muß beweglich bleiben, offen und anpassungsfähig. Deshalb mißtraut er der Gravitation der Ideen und Ideale, der Gedanken und Gefühle, der Tugenden und Theorien.

Auswahlbibliographie

- Alt, P.-R.*: Über den neuen Hedonismus, in: Kursbuch, (1979) 79, S. 55—69.
- Baacke, D./Frank, A./Frese, J./Nonne, F.* (Hrsg.): Am Ende — postmodern?, Weinheim — München 1985.
- Baudrillard, J.*: Die fatalen Strategien, München 1985.
- Barthes, R.*: Fragmente einer Sprache der Liebe, Frankfurt/M. 1984.
- Breton, A.*: L'amour fou, Frankfurt/M. 1981.
- Ders./Soupault, P.*: Die magnetischen Felder, München 1981.
- Bovenschen, S.*: Über die Listen der Mode, in: Neue Rundschau, 95 (1984) 1/2, S. 87—109.
- Bruckner, P./Finkielkraut, A.*: Die neue Liebesunordnung, München — Wien 1979.
- Dies.,.*: Das Abenteuer gleich um die Ecke, München 1981.
- Cohen, S./Taylor, L.*: Ausbruchsversuche, Frankfurt 1977.
- Drescher, A./Esser, J./Fach, W.*: Die politische Ökonomie der Liebe. Ein Essay, Frankfurt/M. 1986.
- Duerr, H. P.* (Hrsg.): Versuchungen. Aufsätze zur Philosophie Paul Feyerabends, 2 Bde., Frankfurt/M.
- Frank, A.*: Bodenlosgelassen — Postmoderne Fragmente, in: Baacke, D. u. a., S. 96—105.
- Glaser, P.*: Gespräch mit E. Stahl und J. Loges, in: Zeilensprung, (1986) 1, S. 68—78.
- Habermas, J.*: Der Eintritt in die Postmoderne, in: Merkur, 37 (1983) 10, S. 752—761.
- Ders.,.*: Die Neue Unübersichtlichkeit. Die Krise des Wohlfahrtsstaates und die Erschöpfung utopischer Energien, in: Merkur, 39 (1985) 1, S. 1—14.
- Heinzen, G./Koch, U.*: Von der Nutzlosigkeit erwachsen zu werden, Reinbek bei Hamburg 1985.
- Höhler, G.*: Die Kinder der Freiheit, Stuttgart 1983².
- Honneth, A.*: Der Affekt gegen das Allgemeine. Zu Lyotards Konzept der Postmoderne, in: Merkur, 38 (1984) 10, S. 893—902.
- Horstmann, U.*: Das Untier. Konturen einer Philosophie der Menschenflucht, Wien — Berlin 1983.
- Horx, M.*: Die Grünis sind das Allerletzte. Wie Jugendliche auf Distanz zur grünen Kultur gehen, in: DIE ZEIT vom 19. April 1985.
- „Intimität“, in: Ästhetik und Kommunikation, 15 (1985) 57/58.
- Köhler, J.*: Der weggewischte Horizont. Woher die „Postmoderne“ kommt und wohin sie geht, in: Frankfurter Rundschau vom 30. März 1985.
- Laermann, K.*: Das rasende Gefasel der Gegenaufklärung, in: Merkur, 39 (1985) 3, S. 211—220.
- Luhmann, N.*: Liebe als Passion, Frankfurt/M. 1982.
- Lyotard, J.-F.*: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Bremen 1982.
- Ders.,.*: Beantwortung der Frage: Was ist postmodern? in: Tumult, (1982) 4, S. 131—142.
- Michel, K. M.*: Abschied von der Moderne?, in: Frankfurter Rundschau vom 17. September 1983.
- Ney, N.*: Liebe, Laster, Leid und Lust, Trier 1983.
- Nieß, M.*: Das postmoderne Begehren nach Unvernunft. Oder: Das Vergnügen, einen Jaguar zu fahren, in: Baacke, D. u. a., S. 17—22.
- Olbrich E./Todt, E.*: Probleme des Jugendalters. Neuere Sichtweisen, Berlin 1984.
- Ortheil, H.-J.*: Die Dauerhaftigkeit des Schweigens, in: Neue Rundschau, 95 (1984) 1/2, S. 17—34.
- Postman, N.*: Wir amüsieren uns zu Tode, Frankfurt/M. 1985.
- Sennett, R.*: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Frankfurt/M. 1983.
- Sloterdijk, P.*: Kritik der zynischen Vernunft, Frankfurt/M. 1983.
- Stephan, C.*: Ganz entspannt im Supermarkt. Liebe und Leben im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert, Berlin 1985.
- Vester, H.-G.*: Modernismus und Postmodernismus — Intellektuelle Spielereien?, in: Soziale Welt, 36 (1985) 1, S. 3—26.
- Vowinkel, G.*: Von politischen Köpfen und schönen Seelen. Ein soziologischer Versuch über die Zivilisation der Affekte und ihres Ausdrucks, München 1983.
- Zschocke, F.*: Er oder ich. Männergeschichten, Reinbek bei Hamburg 1983.

Christian de Nuys-Henkelmann
Im Sternzeichen des Minirock

Reminiszenzen an die Kultur der sechziger Jahre

„Wenn du dich geschnitten hast, sollst du nicht die Wunde verbinden, sondern das Messer.“
(Joseph Beuys)

Die wilden Sechziger, *The roaring Sixties*, *Beat-Generation*, *The fabulous Sixties*, *Alternative Society*, *Decade of the Young Rebels*, *Between Age*, *Les Années 60*, *Swinging Sixties* — die sechziger Jahre firmieren mittlerweile weltweit unter den verschiedensten Etikettierungen. Sie sind in das Blickfeld der Soziologen und Kulturhistoriker gerückt, nachdem nach einem Abstand von kaum zwanzig Jahren eine heftige Sechziger-Jahre-Nostalgiewelle eingesetzt hat, die zuerst aus den Funkhäusern zu vernehmen war, sich dann auf Kunstauktionen in Rekordpreisen für Pop-Art-Werke niederschlug und heute am Outlook der Twens abzulesen ist, die ihren buckligen Fünfziger-Jahre-Volvo nun am liebsten gegen den Traumwagen der sechziger Jahre: gegen das sechszyindrige Porsche-Coupé 901/911 aus dem Jahre 1963 eintauschen möchten.

Sogar *Radio Vatikan* befindet die „Beatles“, die vor 20 Jahren ihr letztes Konzert in San Francisco gegeben hatten, nunmehr für segenswert. Im August 1986 wurde in die normalerweise aus Informationen über die Aktivitäten des Papstes und der Kirchenführung bestehenden Nachrichten der Beatles-Song „*With a little help from my friends*“ eingespielt mit der Begründung, die vier Liverpools hätten — immer auf der Suche nach neuen Lebensformen — mit ihrer nonkonformistischen Sprache, den langen Haaren sowie ihrer originellen Kleidung Millionen junger Menschen eine Botschaft vermittelt.

Die Gruppe habe auch ein Thema wie die Religion in einer neuen Sprache behandelt und von überkommenen Werten befreit. Als schlechtes Gegenbeispiel gilt *Radio Vatikan* die Londoner Gruppe „*Rolling Stones*“, die den Weg der „Entweihung und der Beleidigung“ angetreten habe, um ihren Konflikten und Hoffnungen Ausdruck zu geben. Die vatikanische Schelte ficht jedoch die *Rolling Stones* nicht an, sie reüssieren mit „*Harlem Shuffle*“, der Wiederauflage eines Songs aus den sechziger Jahren, ebenso in den oberen Charts der internationalen Hitparaden wie das trendsetzende deutsche Pop-Duo „*Modern Talking*“, dessen Sänger mit sanftem Augenaufschlag, langwallenden Männerhaaren, sensiblen

Liebesschwüren und in teurem Edel-Hippie-Dress den diffusen Charme der sechziger Jahre reaktiviert.

Getragen wird die Sechziger-Nostalgiewelle auch und besonders von der persönlichen *Betroffenheit der heute Vierzigjährigen*, die entweder wehmütig den vergangenen Zeiten nachtrauern — „Meine sechziger Jahre“, „Die verträumte Revolution“, so und ähnlich lauten die Aufsätze im Juni-Heft der von Günter Grass herausgegebenen Zeitschrift „L '80“ — oder resignieren, wie Ulrich Greiner im März diesen Jahres in der „ZEIT“ feststellt: „Die Intellektuellen, die Schriftsteller, die Diskutanten von damals, sie gleichen einem Klub ergrauter Pingpongspieler, die müde übers Netz löffeln, wo sie früher Schmetterbälle plazierten.“

Die ergrauten Pingpongspieler von heute, sie sind die Protagonisten von damals, jene 14- bis 24jährigen „*Between Agers*“, jene jungen Rebellen der Beat-Generation, die aus Protest „gegen eine Herrschaft durch Bürokratie, die unkontrollierbar geworden ist, gegen die Apparate der Parteien, Gewerkschaften, Konzerne, Regierungen, deren Machtmechanismen nicht beeinflussbar, nicht einmal mehr durchschaubar sind“ (Kai Hermann), die Gesellschaft so umgestalten wollen, „daß man in ihr auch einen Platz haben möchte“ (Mario Savio).

Für die USA sind die sechziger Jahre als Dekade eine deutlich herauslösbare historische Einheit. Das Jahrzehnt beginnt 1960 mit der hoffnungsgestimmten Wahl des katholischen Demokraten John F. Kennedy zum Präsidenten und endet mit der Mondlandung im Jahre 1969 glorreich, aber mit dem Vietnamkrieg später moralisch und an Menschenleben verlustreich. Das amerikanische Lebensgefühl jener Zeit ist durchdrungen von der kalifornischen „*Fun-Morality*“, von den „*Beach Boys*“ vielbesungen und auch verkörpert (und ausgelebt) von „*Sunnyboy*“ John F. Kennedy. Auf dem Nährboden der *Fun-Morality* gedeihen die schnell die Jugend Europas begeisternden Ideen der Hippie-Bewegung von der Vorherrschaft der Sinne und des Körpers, von sexueller und Drogen-Freiheit, von einem Leben in brüder-

lich-solidarischer Einfachheit in herrschaftsfreien Alternativgemeinschaften (Kommunen), in denen — wie Friedrich Nietzsche über die Umstürzler seiner Zeit bemerkt — „noch der Aberglaube Rousseaus nachklingt, welcher an eine wundergleiche, ursprüngliche, aber gleichsam verschüttete Güte der menschlichen Natur glaubt und den Institutionen der Kultur, in Gesellschaft, Staat und Erziehung, alle Schuld jener Verschüttung beimißt“.

Auch die vom Campus der kalifornischen Staatsuniversität Berkeley ausgehende *Studentenrevolte*, die happeningartige Protestformen wie das Sit-in, Teach-in und Go-in entwickelt und weltweit nach Tokio, Kopenhagen, Rom, Belgrad, Mexiko City, Barcelona, Paris und Berlin (West) ausgreift und sich *kulturrevolutionär* interpretiert, ist in gewisser Weise Ausfluß dieser Fun-Morality: „*Sie ist sexuelle, moralische, intellektuelle und politische Rebellion in einem. In diesem Sinne ist sie total, gegen das System als Ganzes gerichtet: Sie ist der Ekel vor der Gesellschaft im Überfluß, das vitale Bedürfnis, die Spielregeln eines betrügerischen und blutigen Spiels zu verletzen — nicht mehr mitzumachen . . . hier ist die ‚bestimmte Negation‘ des Bestehenden*“ (Herbert Marcuse).

Paradise Now

Amerikanische Theaterkollektive wie das „*Living Theatre*“, das „*Bread and Puppet Theatre*“ und das „*La Mamma*“-Theatre aus New York überbringen und propagieren auf ihren Europatourneen den rebellischen Geist der Fun-Morality der amerikanischen Hippie- und Studentenbewegung mit „*Happenings*“, theatralen Kunstinszenierungen, die sich bewußtseinsintensivierend gegen den Objektcharakter der Kunst und letztlich gegen den Kunstcharakter wenden — aus dem Anspruch heraus, in die Kunst ein „Live“-Moment einzubringen, als objektivierte Erfahrungen von Situationen und Umwelt *die Kunst näher an das Leben heranzuführen*: Die Kunst soll nicht mehr eine „Interpretation der Wirklichkeit“ sein, sondern selbst zu einem Teil der Wirklichkeit werden.

Das von *Judith Malina* und *Julian Beck* geleitete „*Living Theatre*“, die revolutionärste Compagnie der sechziger Jahre, ist auf der Suche nach der verlorenen Sensibilität, will über den Weg der „schönen, gewaltlosen, anarchistischen Revolution“ einen paradiesischen Zustand erreichen: eine Gesellschaft frei von Herrschaft, auch frei von Geld, Gewalt und Gefängnissen. Die anarchistische Theaterkommune will jedoch diese Revolution nicht mit Bomben herbeiführen, sondern durch „*gewaltlose Veränderung des Bewußtseins*“. Denn „*gewaltsame Revolutionen*“, so *Julian Beck*,

ändern zwar „die Verhältnisse, aber die Menschen bleiben, was sie sind“. Das Living geht daher die Zeitgenossen mit Gefühl an, mit einem *Theater der totalen Erfahrung*, dessen Ästhetik stark bestimmt ist durch das Darstellen und Ausleben von Emotionalität und Körperlichkeit, spontan aus der Dynamik der psychischen und physischen Bewegung der Gruppe heraus entwickelt und kaum noch oder gar nicht mehr über literarische Rollen vermittelt.

„*Paradise Now*“, die letzte Produktion des sich 1970 in drei Gruppen aufspaltenden Living, das seit 1964 Europa durchquert hatte, animiert am 10. Januar 1970 das Publikum im Berliner Sportpalast zu solch reger Teilnahme, daß sich die Boulevardpresse darüber wundert, daß alle Besucher am Schluß der Veranstaltung wieder komplett bekleidet waren. Polizisten in Frankreich, Italien und USA vermögen diese letzte, aus Okkultismus, Vegetarierum, Astrologie, aus „Yang“ und „Yin“ chinesischer Religionen, der heiligen Silbe „Om“ des Hinduismus, aus Joga, Kabbala und chassidischen Lehren gespeiste Kollektiv-Kreation nicht zu dechiffrieren. Die Ordnungshüter begreifen die körperakrobatischen Totemismen und gymnastischen Hieroglyphen der nur mit Lendenschurz und Bikini bekleideten Akteure als schlicht unzüchtig.

Dabei liegt die *Essenz der paradiesischen Vorführung* in der provokativen Verführung zum Mitspielen: In drei Schritten wird der Betrachter über einen „Ritus“ und eine „Vision“ jeweils zu einer „Aktion“ geleitet, bei der er mitreden oder mitagieren soll. Die Schauspieler, die häufig im Parkett umherstreifen, muntern zum Mittag auf, indem sie leichte Schläge auf die Köpfe versetzen. Das Stück gilt erst als gelungen, wenn Schauspieler wie Zuschauer gemeinsam auf der Bühne sitzen und das Bewußtsein ändern. In acht „Stufen“ wird der Betrachter in diesem Dreischritt zu immer lichterem Höhen gehoben: vom „Ritus des Guerilla-Theaters“, von der „Vision vom Tod und der Auferstehung der Indianer“ (der Auferstehung des Rousseauschen edlen Wilden), vom „Ritus des universalen Geschlechtsverkehrs“ über die „Vision von der Landung auf dem Mars“ bis dahin, wo das Living seine Bestimmung sieht — zum *Theater auf der Straße*, zur permanenten Revolution. Die Botschaften des Living Theatre sind die der linken Studenten: „Bildet Zellen“, „Schafft eine Subkultur“, „Sexuelle Revolution“.

Deutschstunde

Für die *Bundesrepublik Deutschland* deckt sich das historische Zeitmaß der sechziger Jahre nicht mit dem Jahrzehnt, da die Periode, die um 1959 ein-

setzt, weit in die siebziger Jahre eingreift. Die bundesdeutschen Sechziger beginnen unter dem Pragmatiker Konrad Adenauer, sie enden als historischer Zeitabschnitt 1974 mit dem Amtsantritt eines Pragmatikers. Sie durchlaufen ihren Zenit im soziokulturellen *Klimaumschwung der späten sechziger Jahre*, der zugleich mit der Studentenbewegung und dann der sozialliberalen Koalition eine neue Dimension politischer Kultur eröffnet, die ihre Akzente auf Emanzipation, Antiautoritarismus und Abwehr einer repressiven politischen und sexuellen Moral setzt. Unter dem Stichwort „innere Reformen“ und mit den Parolen „mehr Demokratie wagen“ und „Kultur für alle“ gelingt es ab 1969 der Regierungskoalition aus SPD und FDP, große Teile der Rebellierenden zu integrieren. Mitte der siebziger Jahre ist in der Bundesrepublik das Ende der Reform- und Politisierungsphase erreicht, kulturelle Stichworte wie Neue Subjektivität, Neue Innerlichkeit, Authentizität und Erfahrung signalisieren eine *neokonservative Tendenzwende*, die ihre politische Entsprechung im Übergang vom „Reformkanzler“ Willy Brandt zum „Macher“ Helmut Schmidt findet.

Die geistig-moralische Lage, das ist in der Bundesrepublik Deutschland zu Beginn der sechziger Jahre immer noch die aus dem Gefühl der Erleichterung, „noch einmal davongekommen“ zu sein, verdrängende und aus dem weitgehenden Fortwirken des Personals aus der Hitler-Zeit geprägte kalkulierte Unaufmerksamkeit gegenüber der Geschichte, ein daraus resultierender Widerwille gegen jegliche Politik und ein von der „Unfähigkeit zu trauern“ (Alexander Mitscherlich) und einen wirklichen Neuanfang zu wagen ablenkender Eskapismus in den Konsumrausch und in die Wohlstandseuphorie, so daß *Wolfgang Koeppen*, dessen große Romane über das restaurierte Land bereits vorliegen, sich in Wolfgang Weyrauchs Anthologie „Ich lebe in der Bundesrepublik“ (1960) fragt: „Bin ich Hans im Glück oder das beste Persil, das es je gab?“

Im selben Jahr schreibt *Alfred Andersch* dem „Volk von Mitläufern“ mit seinem Roman „Die Rote“ eine erste Kritik an der Wohlstandsgesellschaft und beginnt *Martin Walser* seine Trilogie über den Werbefachmann Anselm Kristlein, in deren erstem Band „Halbzeit“ er ein Psychogramm der jungen Republik erstellt: „Es ist die Angst vor dem Kommunismus, die diesen Staat zusammenhält.“ Aufgemischt wird die Angst von einer „Ätsch-Bananen-Haltung“, vom anhaltend „überheblichen Mitleidsblick“ (Oskar Maria Graf, 1962) gegenüber dem sozialistischen Experiment DDR, das auf deutschem Boden, separiert entstanden, einfach undenkbar zu sein hatte.

Dies sind die Jahre, in denen *Bertolt Brecht* offiziell unerwünscht ist, vor allem an Schulen, in denen *Thomas Mann* und andere Emigranten von neuem auf das albernste gerüffelt werden und in denen es sich für Studenten nachteilig auswirken kann, sich als Leser von Theodor W. Adorno, Max Horkheimer, Walter Benjamin, Ernst Bloch, Georg Lukács zu erkennen zu geben. Als 1959 *Günter Grass* „*Blechtrommel*“ erscheint, darf der Cordon sanitaire gesunder Volksmeinung noch einmal so hoch aufschäumen, daß das Buch mancherorts nur unter dem Ladentisch oder verschämt in braunes Packpapier gewickelt verkauft werden kann.

Undenkbar zu Anfang der Sechziger ist auch die *Erinnerungsarbeit* an Greueln wie das *Masaker von Oradour*, wo 1944 bei einer Vergeltungsaktion gegen die französische Widerstandsbewegung 648 Einwohner, darunter auch Frauen und Kinder, durch Angehörige der SS-Division „Das Reich“ umgebracht wurden, und immer noch herrscht jene Haltung vor, die *Peter Rühmkorf* 1956 ironisch in „*Heiße Lyrik*“ vorführt:

„Ich fege alle Hoffnungen von unserem Tisch
zehn Jahre nach Oradour.“

Ich sitze in meinem Sessel aus grünem Plüsch.
Ich besinge die Müllabfuhr.“

Noch der junge *Siggi Jepsen* in *Siegfried Lenz*' Roman „*Deutschstunde*“ (1968), der das Wirken faschistischer Ideologie zu begreifen sucht, stößt dabei auf einen pervertierten Pflichtbegriff, der das perfekte Funktionieren der Müllabfuhr garantiert, aber auch jede Unmenschlichkeit abdeckt. Am Ende seiner Selbstbefragung will Jepsen einen Neuanfang wagen: „Etwas Neues? Was soll das sein...? Noch gibt es Möglichkeiten. Aber werde ich sie nutzen?“

Keine Möglichkeiten mehr sieht der Clown Hans Schnier in *Heinrich Bölls* „*Ansichten eines Clowns*“, die Böll 1963 die Bestätigung einer „bedenklichen Kritik des Industriellenmilieus“ und einen Hirtenbrief der katholischen Kirche einbringen. Schnier zeigt sich der gesellschaftlichen Realität nicht gewachsen und landet auf den Stufen des Bahnhofs der Bundeshauptstadt Bonn, deren „*Treibhaus*“-Atmosphäre (so der gleichnamige Roman und die Diagnose von Wolfgang Koeppen 1953) das geistig-moralische Verdrängungsklima bestimmt.

Literarische Anfrage

Die meisten Schriftsteller — von *Martin Walser* in „*Halbzeit*“ als „Jeder ein Tänzer. Unangewandt. Absolut wie Hölderlin“ beschrieben — befließigen sich im Adenauer-Staat jener scheinbar wertfrei-unpolitischen Konfession, die das faschi-

stische Bewußtsein ersetzt hatte. Jedoch mehren sich angesichts einer fehlgelaufenen Entwicklung, die die Währung, nicht aber das Denken reformiert hat, die Unruhe und die Proteste der Autoren, die den Anspruch auf politische Mitsprache und Mitgestaltung der Gesellschaft anmelden — Gegenwartsbefragung und Geschichtsbewältigung setzen vehement zu Beginn der sechziger Jahre ein.

Repräsentativ hierfür stehen *Hans Magnus Enzensberger*, der in seinem zweiten Gedichtband „*landessprache*“ (1960) die geistige Armut inmitten der anrollenden „Edelfreßwelle“ beklagt:

„Was habe ich hier; und was habe ich hier zu suchen,
in dieser schlachtschüssel, diesem schlaraffenland,
wo es aufwärts geht, aber nicht vorwärts,
wo der überdruß ins bestickte hungertuch beißt,
wo in den delikatessengeschäften die armut, krei-
debleich,
mit erstickter stimme aus dem schlagrahm röchelt
und ruft:
es geht aufwärts!“

sowie *Christian Geissler*, der in seinem Roman „*Anfrage*“ (1960) in klarer, verständlicher Sprache eine Gesellschaft beschreibt, die ihre Probleme verdrängt, also nichts dazulernen will.

Geisslers Hauptfigur, der wissenschaftliche Assistent Klaus Köhler, will erfahren, wer für die Katastrophe des Nationalsozialismus verantwortlich ist und warum sich in der bundesdeutschen Gegenwart der fünfziger Jahre kaum einer von den Betroffenen zu seiner Verantwortung bekennt (außer einem, der prompt für unzurechnungsfähig erklärt und in eine „Heilanstalt“ eingeliefert wird). Die Frage nach der Schuld der deutschen Faschisten ist gestellt als „*Anfrage*“ der Söhne an die Väter, wird nicht mehr als abstrakte, struktur- oder schicksalsbedingte Kalamität der Geschichte begriffen, sondern personalisiert. Die Nazi-Verbrechen sind von einzelnen, identifizierbaren Personen begangene Untaten, folgerichtig fragt Christian Geissler nach der moralischen Verantwortung des einzelnen, um damit eine Besinnung und einen Verhaltenswandel herbeizuführen.

Köhlers „*Anfrage*“ ist jedoch nicht nur moralischer Natur, sondern auch höchst rational. Der Angriff, den Köhler gegen die Väter-Generation richtet, ist nicht nur ethisch, sondern in der Forderung nach Klarheit, vernünftiger Einsicht, richtigem Denken auch logisch motiviert. Der Leser kann sich der Herausforderung des Textes kaum entziehen, da die „*Anfrage*“ nach der Verantwortung des einzelnen sich direkt an den jeweiligen Leser richtet. Daher nimmt es nicht wunder, daß

Geisslers Roman zwar großes Aufsehen in den Zeitungen erregt, ein starkes *Interesse an Fakten* bewirkt und die Diskussion um eine *personalisierende Geschichtsbetrachtung* anfacht, aber Anfang der Sechziger kaum gekauft wird. Allerdings entspricht es gerade der Logik des Buches von der Verdrängungsgesellschaft, wenn es ungelesen bleibt.

Das Absurde ist die Geschichte

Das Problem, wie sich im Fortgang der Geschichte die Kraft des einzelnen zu den Kräften des Ganzen verhält, wieweit das Individuum seine Geschichte selbst bestimmt, ist auch ein Thema in *Rolf Hochhuths* Schauspiel „*Der Stellvertreter*“ — uraufgeführt am 20. März 1963 von der Freien Volksbühne Berlin unter der Regie Erwin Piscators —, das weltweite Diskussionen auslöst. Es kreist um die Frage, ob Papst Pius XII., als Nuntius Eugenio Pacelli lange Jahre diplomatischer Vertreter des Vatikans in Deutschland, mit einer offenen Stellungnahme gegen die nazistischen Judenverfolgungen und ihre „Endlösung“ Millionen unschuldiger Menschen vor dem Tode hätte retten können, und die der Jesuitenpater Riccardo Fontana im Stück mit einem individuellen Akt der Selbstachtung beantwortet als *Provokation der auf Ausgleich mit dem Faschismus bedachten päpstlichen Politik*: Der Priester heftet sich selbst den Judenstern an und läßt sich mit einem Transport römischer Juden nach Auschwitz bringen.

Als erstes Stück nach 1945 zeitigt dieses „*christliche Trauerspiel*“ (Erwin Piscator) um Papst Pius XII. und seine Haltung zum millionenfachen Judenmord im Dritten Reich politische Wirkung: Das Schweigen des Theaterpublikums, aber auch politischer und kirchlicher Kreise nimmt ein Ende. Zwar hat auch schon Köpenickiaden-Spezialist Carl Zuckmayer 1961 ein Schauspiel über die Judenverfolgung in Deutschland geschrieben („*Die Uhr schlägt eins*“), doch gelingt erst Rolf Hochhuth (*1931), bisher mit der Herausgabe einer Wilhelm-Busch-Gesamtausgabe erfolgreich, der Einbruch in eine „*Welt des Schweigens, eines Schweigens, das leer ist, inhaltlos, nutzlos*“ (Erwin Piscator).

In den weltweiten Kontroversen und Kritiken dominiert die politische Problematik vor künstlerischen Fragen wie dem Vorwurf der „unkünstlerischen Abschreibung der Wirklichkeit“. In seiner Antwort („*Das Absurde ist die Geschichte*“) auf eine Umfrage im Jahres-Sonderheft der Zeitschrift „*Theater heute*“: „*Wie ist die heutige Welt auf dem Theater darzustellen?*“ rechtfertigt Hochhuth 1963 die dokumentarische Geschichtsdramatik gegenüber dem modischen Absurden Theater:

„Das Absurdeste, was es gibt aber ist — nicht das absurde Theater, sondern, laut Goethe, die Geschichte. Er nannte sie voller Ekel einen ‚verworrenen Quark‘ und lehnte in höheren Jahren ab, sie überhaupt zu betrachten. Und wahrhaftig, ihre Wirklichkeit, die Bethlehemitische oder Nürnberger Kindermord-Gesetze immer wieder auf die Speisekarte des Tatmenschen setzt, läßt sich nicht steigern durch Verlagerung in eine absurde Welt. Ermächtigungsgesetz oder der Verkauf Alaskas, der 20. Juli oder der Verrat des Christentums an den Staat unter Konstantin, das war absurdes Welttheater... Es ist kein Spaß, sich jahrelang damit zu plagen, aus Diplomaten-Rotwelsch und Tagesbefehlen, aus medizinischen Folterprotokollen und aus den Selbstgesprächen der Hoffnungslosen selber eine Sprache, einen Rhythmus herauszumendeln, Dialoge, die stellenweise dem stumpfsinnigen Vokabular der Fakten bewußt verhaftet bleiben und es ökonomisch einsetzen, ebenso wie das anheimelnde Platt im Munde eines Genickschuß-Spezialisten oder wie alttestamentliches Pathos im Munde eines Geschändeten... Solche ‚Wirklichkeiten‘ wie das Gutachten eines britischen Luftmarschalls über den Effekt von Flächenbränden in Wohnquartieren; wie Stalins Dialog mit Sikorski über das hokuspokushafte Verschwinden von achttausend polnischen Offizieren; wie der Orgasmus der Wiener beim Einzug ihres Hitler 1938 — und ihre Ernüchterung: Sind das nicht Angstträume, Volksmärchen und Parabeln, schon als Rohmaterial so beklemmend wie alles, was wir bei Poe, Grimm und Kafka durchgeschwitzt haben?“

Antonin Artaud und Bertolt Brecht sind die *Antipoden*, *neue Körperlichkeit* und *instrumentelle Vernunft* die Positionen, *Emotio* und *Ratio* die Pole, zwischen denen das neue Theater der sechziger Jahre, das Living Theatre auf der einen, das Dokumentartheater auf der anderen Seite, seinen Weg sucht: „Zwischen Trance und Reflexion, zwischen Exorzismus und Verhaltensmodell, zwischen Ritual und gezieltem Engagement, zwischen Einmaligkeit und typischer Situation werden die Möglichkeiten, die menschliche Innen- und Außenwelt darzustellen, erprobt“ (Roland Kabelitz).

Keine Experimente

Die allmählich herangewachsene Nachkriegsjugend vermag die Außenwelt ihrer Väter zwischen Quelle-Katalog und Fernsehsessel nicht mit ihrem Innenleben in Einklang zu bringen. Die im Kriege Geborenen pubertieren mit der Hippie-Bewegung im Rücken im Extremfalle zu Gammlern; sie wollen sich mit Eintritt in die Adoleszenz auch geistig etablieren, stellen Fragen, bald auch Forderungen

und revoltieren endlich „gegen ein inhaltloses Leben, das bloß aus Reproduktion der Arbeitskraft besteht, ohne ein Ziel. Diese fehlende Zielhaftigkeit, die Mangelkrankheit an Sinn führen dazu, daß ein Zustand erreicht wird, der unmenschlich ist“ (Ernst Bloch).

Während die mit dem Emporkommen der Beatles um 1962 einsetzende, emotional betonte Jugendrevolte stärker auf die Herausbildung einer eigenen — über Aussehen, Kleidung, Musik, Wohnen, Rauchen, Lieben —, in den Alltag integrierter Gegenkultur abzielt, läuft die sich ab 1964 formierende Opposition des rationalistischen Studentenaufstands — die als eigentlicher Träger der „konkreten Utopie“ einer gesamtgesellschaftlichen Veränderung anzusehen ist — über die politische Aktion, zumeist als Diskussion, Information, Aufruf, Demonstration. Nun geht es nicht mehr nur um individuelle Selbstbefreiung, um Selbstverwirklichung, sondern zugleich um Veränderung der „bestehenden Macht- und Herrschaftsstruktur des Systems“ und um dessen Ablösung durch ein sozialistisch-syndikalistisches Gemeinwesen, so die Zielvorgabe von *Rudi Dutschke*, dem prominentesten Vertreter des „Sozialistischen Deutschen Studentenbundes“ (SDS) und führenden Kopf der sogenannten „Außerparlamentarischen Opposition“ (APO), der nur knapp dem Tode entrinnt, nachdem ihn am 11. April 1968 ein Attentäter auf dem Berliner Kurfürstendamm mit Pistolenkugeln niedergestreckt hatte.

Das Attentat auf Rudi Dutschke, von dem dieser und die Studentenbewegung sich nicht mehr so recht erholen, markiert den tragischen und schockierenden Kulminationspunkt einer gesellschaftskritischen Politisierungsphase, in welcher hauptsächlich die Studenten den Protest tragen gegen verkrustete Bürokratien und reformbedürftige Ausbildungsinstitutionen („Muff unter den Talaren“), gegen eine bankrotte Kultur („Die Kunst ist tot! Die Literatur ist tot! Verbrennt die Opernhäuser! Phantasie an die Macht!“) und die doppelböckige Spießigkeit ihrer verdrängungsfreudigen und wohlstandssatten Väter. Diese mögen 1961 zwar nur noch halbherzig dem CDU-Wahlslogan „Keine Experimente!“ folgen (die CDU verliert die absolute Mehrheit und muß fortan mit der FDP koalieren), was Adenauer der mißlungenen CIA-Landungsaktion in der kubanischen Schweinebucht, dem schwachen Widerstand der West-Alliierten gegen den Mauerbau in Berlin und obstruktiven Äußerungen von Franz-Josef Strauß über ein „Übergangskabinett Adenauer“ anlastet, bauen jedoch weiterhin ihre einförmigen Einfamilienhäuser mit Rundbögen, Glasbausteinen und Schmiedeeisen zu Bollwerken gegen den Kommu-

nismus aus. Gestartet vom „Nullpunkt“, nun mit Schlagbohrmaschinen („Metabo braucht der Mann!“) und Do-it-yourself-Methoden „gerüstet“ (das „Schießen“ überläßt man im Fernsehen dem Holländer Lou van Burg und seinem Nachfolger als „Showmaster“, dem Schweizer Hotelkellner Vico Torriani, im „Goldenen Schuß“), entspannen sie sich vom Wiederaufbau auf Mallorca oder in Rimini: „*Arrivederci Hans*“ klingt dem deutschen Mann im Ohr, dem die Italienerin als „rasige Exotin“ gilt (die mandeläugige Sophia Loren wird mehrmals zur beliebtesten „ausländischen“ Filmschauspielerin gewählt), während seine Frau an „*Zwei kleine Italiener*“ aus Napoli denkt. Ihre Wünsche können auch befriedigt werden: im Urlaub von den Papagalli, in den deutschen Landen von den Gastarbeitern, deren Millionster 1964 in Köln ein- und auf männliche Vorurteile trifft: „Sie sind feige, dreckig und geil. Sie pöbeln blonde Mädchen an und machen Jagd auf unsere Ehefrauen. Wer sich mit ihnen anlegt, bekommt ein Messer zwischen die Rippen. Sie haben nur Weiber, Vino und Spaghetti im Kopf“, protokolliert *Günter Wallraff* 1969 die Vorurteilsfrage der Nation „ganz unten“, assistiert von *Rainer Werner Fassbinder*, der mit seinem (auch verfilmten) Stück „Katzelmacher“ — uraufgeführt 1968 am Münchner „antitheater“ — die dumpfe Welt der Vorurteile am Schicksal eines „Fremdarbeiters“ demonstriert.

Spaghetti hat allerdings auch der deutsche Mann im Kopf, denn schließlich betätigt er sich nach Fernseh Vorbild als „*Hobbykoch*“ und präsentiert sich auf den in Mode gekommenen „Grillparties“ als weitgereister Kenner der mediterranen Küchen: Pizzaschnitten und Balkanspezialitäten sind ihm ebenso geläufig wie die neue Vielfalt der „Straßenkost“ mit Snackbars und Imbißstuben („Kenn' ich doch aus Scheveningen!“)

Der Müll, der Reichtum und die Zerstörung

Die Frage der Müllabfuhr, des Beseitigens der Berge von Abfall, zu einem Zivilisationsproblem ersten Grades geworden, beginnt die Künstler zu beschäftigen.

Der Schweizer *Daniel Spoerri* dokumentiert die Absurdität der Überflußgesellschaft, indem er auf Tellern verbliebene Speisenreste mit Kunstharzbinder zu sogenannten „*Fallenbildern*“ fixiert und ihnen den Rang eines Konsum-Reliefs verleiht. Der Holländer *Jan van Eck* konserviert gar die exkrementalen Inhalte von Latrinengruben mit flüssigem Gießharz und spielt so auf die Tatsache an, daß Geld bzw. Gold „in den Träumen wie in den Mythen stets Symbol und Ersatz für die Exkremamente sind“ (Roger Bastide), Ausgangspunkt

aller psychoanalytischen Geld-Theorien. Die Assoziation von Geld und Analität kommt auch in der volkstümlichen Dichtung wie dem Märchen vom „Golddukaten schießenden Esel“ und in täglichen Redensarten wie „nach Geld stinken“ zum Ausdruck.

In der psychoanalytischen Klinik kommt dem Kot oft Geldbedeutung zu, die genitale Kastrationsangst kann — nach Auffassung vieler Psychologen — über die „anale Verschiebung“ auf das Geld übertragen werden. Van Eck entschärft seine unappetitlich-diffizilen Hinweise auf den pathologischen Charakter der Geld-Gesellschaft mit dem Titel „Jukebox“, „Musikautomaten“-Kunst.

Der Franzose *Arman* füllt in den sechziger Jahren gläserne Schreine mit dem Inhalt von Abfallleimern und nennt sie „*Poubelles*“ (Müllkästen). Ergebnis der Drecksarbeit sind Zufalls-Objekte von sprödem Charme, die sich zwischen Spoerri's Eat-Art und van Ecks Fäkalkunst bewegen.

Mit seinen Abfall-„Behältern“ hatte Arman lange Zeit Schwierigkeiten: „Ich versuchte, einfach alles in die Kästen hineinzutopfen“, erinnert sich der Franzose an die ersten Versuche. „Aber ich erkannte rasch, daß etwa Essensreste verfaulen und das ganze Stück zerstören würden. Ich sortierte deshalb alles leicht Verderbliche aus — daher sind die ersten Stücke eigentlich gar nicht vollständig.“ Erst später findet er in New York mit dem Gießharz den rechten Konservierungsstoff, mit dem er den kompletten Kübel-Inhalt überzieht: „Da in der absolut luftdichten Umhüllung nichts vermodern konnte, blieb alles erhalten — vom Hähnchen bis zum Hummer.“

Mit „*Junk Art*“, mit Abfall-Kunst, beschäftigt sich auch der Wegbereiter der amerikanischen Pop Art, der auch als Bühnen- und Kostümbildner, Choreograph, Photograph und Stückeschreiber hervorgetretene Texaner *Robert Rauschenberg* (*1925). Er macht seit 1955 mit sogenannten „*Combine paintings*“ auf sich aufmerksam, der Verbindung von Malerei mit fragmentarischen Realien aus dem großstädtischen Leben und Abfall. Sein bekanntestes „Combine“ mit dem Titel „*Monogramm*“, entstanden 1955—1959, befindet sich heute im Moderna Museet in Stockholm: eine bemalte und mit rostigen Schildern collagierte Eisenplatte, auf der eine ausgestopfte und gutgekämmte Angoraziege mit einem alten Autoreifen um den zottigen Bauch steht, deren Gesicht mit Farbe grell-mimisch ‚akzentuiert‘ ist. Rauschenberg lehnt jede Art Malerei ab, die, auf welche Weise auch immer, etwas vortäuscht: „Ich will nicht, daß ein Bild wie etwas aussieht, was es nicht ist. Und ich bin der Meinung, daß ein Bild wirkli-

cher ist, wenn es aus Teilen der Wirklichkeit gemacht ist.“

Den müllkundigen Künstlern entgeht nicht die *Umstellung der Eßgewohnheiten* in den Sechzigern vom frischen Hähnchen zum tiefgefrorenen, vom Frischobst zum Konservenobst — man gewöhnte sich gerade an Fertiggerichte in Dosen und an plastikfolienverpackte Tiefkühlkost —, die ein international uniformes Abfall-Bild ergeben: „Früher hatten Länder ihren charakteristischen Abfall,“ klagt Arman, „heute ist der Abfall überall derselbe.“

Arman, bürgerlicher Name: *Armand Fernandez* (*1928), dokumentiert nicht nur das Wegwerfprinzip der westlichen Nachkriegsgesellschaft, sondern persifliert auch deren „Akkumulationsprinzip“ in „*Akkumulationen*“, Anhäufungen und Multiplizierungen von gesammelten Gegenständen des täglichen Gebrauchs. Äxte, Hämmer, Milchkanne, blecherne Ansteckknöpfe, und immer wieder Zahnräder sowie Farbtuben — kaum ein Objekt, das über die Jahre dem künstlerischen Zugriff Armans entgeht. Diese Gegenstände verstaut er — stets ein Sortiment der jeweils gleichen Art — in Plexiglaskästen, schichtet sie zu Stapeln oder schließt sie mit Polyesterharz zu einer transparenten Plastik ein. Da die Akkumulation, die Ansammlung von Reichtum, aus psychoanalytischer Sicht nur eine *Ersatzhandlung* für libidinöse unmittelbare Befriedigung, das heißt Triebaufschub und Triebverzicht darstellt, kann sich dies als neurotisierender Konflikt im *Destruktionstrieb* entladen.

Genau dies führt Arman vor, wenn er Objekte wie Kaffeemühlen, Schreibmaschinen und Uhren zertrümmert, vor allem aber Violinen zersägt und zertrampelt („*Colores*“), deren Trümmer er auf Holzplatten oder freischwebend im Raum arrangiert. Auch der Schweizer Maschinenkünstler *Jean Tinguely*, der sich schon als Jugendlicher dem Diktat der Zeit und der vom Vater besorgten Arbeit in einem Warenhaus entzog, indem er eines Tages die Stempeluhr aus der Verankerung riß und sie auf dem Boden zertrümmerte, bemüht sich um eine *Ästhetik der Destruktion*.

Er verdeutlicht mit destruktiver Geste seine Erfahrungen als Dekorateur-Lehrling in einem Kaufhaus — „Ich lernte das Temporäre kennen, die Tatsache, daß alles vergänglich sein kann. Ich richtete eine Auslage ein, um sie 14 Tage später wieder auszuräumen und durch eine andere zu ersetzen“ —, als er 1969 das Maschinen-Ungetüm „*Rotozaza III*“ im Schaufenster des Berner Kaufhauses Loeb aufstellt. In wenigen Tagen zer schlägt die acht Meter lange und methodisch arbeitende Maschine vor den Augen der vorbeiwandernden Käufer 12 000 Teller.

Höhepunkt in Tinguelys ironischem Protest gegen das Leistungsprinzip der Industriegesellschaft ist seine sich selbst zerstörende Skulptur „*La Vittoria*“: Der vergoldete Riesenphallus, 1970 auf dem Mailänder Domplatz aufgerichtet, wird programmgemäß entzündet, sackt brennend in sich zusammen und zerfällt zu Asche.

Musikalische Müll-Skulpturen

Für seine wenig stillen „musikalischen Müll-Skulpturen“ bekannt wird das entfesselte Musik-Theater der kalifornischen Beat-Gang „*The Mothers of Invention*“, in Deutschland erstmals 1968 im Rahmen einer Europatournee bei den Essener Songtagen dargeboten. Die männlichen „*Mothers*“ bewerfen zu Beginn eines jeden Konzerts das Auditorium mit faulen Eiern und Tomaten, um sich daraufhin an einer Giraffe zu vergreifen. Das mannshohe Plüschtier bekleckert schließlich das Publikum mit Schlagsahne.

Mit Greuelthaten wie dem Massaker von Baby-Puppen („Nun zeigt uns mal, wie wir's mit den Congs in Vietnam machen“), obszönen Akten und chaotischer Musik versuchen die subversiven Botschafter der US-Gegenkultur ein „Panorama des amerikanischen Lebens“ zu entwerfen, so der Band-Leader *Frank Zappa* (*1941), der sich mit Vorliebe auf dem Klosett fotografieren läßt, aber angeblich (trotz des selbstbekennerischen Schallplattentitels „*We're only in it for the money*“: „Wir sind nur wegen des Geldes dabei“) ein lauterer Ziel verfolgt: Das Schreckbild soll die Jugendlichen „aus jenem politischen Schlaf scheuchen“, in den sie — nach Zappas Ansicht — die Konsum- und Unterhaltungsindustrie eingullt hat.

„Kein Akkord“, so erklärt der Pop-Ideologe seinen anarchistischen Aufstand, „ist häßlich genug, all die Scheußlichkeiten zu kommentieren, die von der Regierung in unserem Namen verübt werden.“ Deshalb attackiert die „radikalste und unterhaltsamste Rock-Gruppe der USA“ („*Newsweek*“) die Great Society und die formierte Gesellschaft mit elektronisch erzeugten Kreischtönen, wirren Geräuschcollagen und verzerrten Tonbandaufnahmen, — und dies überwiegend in einer Phonstärke jenseits der Schmerzschwelle.

Die „Mütter“ adaptieren Kompositionen von Edgar Varèse und John Cage, improvisieren Free-Jazz-Chorusse und parodieren sogar den Beat der für Aussöhnung, Erfolg, Freude und Liebe singenden „*Beatles*“ und der für Protest, Auflehnung, lasziven Sex, Brutalität und Genuß stehenden „*Rolling Stones*“, die 1965 mit „*Satisfaction*“ nach England den Rest der Welt erobern. Die Stones gelten vielen als Vorboten der Revolution oder

zumindest als „Straßenkämpfer für die neue Sensibilität“ (David Dalton), der Drogenpapst Timothy Leary erklärt die Beatles zu von Gott gesandten Evangelisten, „ausgestattet mit einer mysteriösen Macht, um eine neue menschliche Art zu schaffen, eine junge Rasse von lachenden freien Menschen“. John Lennon, der intellektuelle Kopf der Beatles, wehrt sich „gegen die Unterstellung, daß die Stones Revolutionäre sind und die Beatles waren's nicht. Wenn es die Stones waren und sind, waren's die Beatles erst recht. Sie sind nicht in derselben Klasse, weder in der Musik, noch in bezug auf die Macht, waren es nie.“

Auch in der Haltung beider Gruppen zur „Revolution“ herrschen trotz der antagonistischen Images („good boys“ versus „bad boys“) keine wesentlichen Unterschiede. So differenzieren die „guten“ Beatles (die immerhin mit ihrer Produktionsfirma „Apple“ trotz der Beschimpfung durch Nikita Chruschtschow als kapitalistisch-dekadente „Sumpfblüten“ und „Neandertaler“ eine „Form von westlichem Kommunismus“ errichten wollten, der freilich — wie bei derartigen Versuchen üblich und ohne den 1967 verstorbenen Manager Brian Epstein — in einem wirtschaftlichen Desaster endete) in ihrem Song „Revolution“ (1968):

„You tell me it's the institution

Well, you know

You better free your mind instead

... But when you talk about destruction

Don't you know that you can count me out“

(„in“ heißt es in einer zweiten Version).

Demgegenüber beginnen die „bösen“ Stones zwar revolutionär im Sinne Rudi Dutschkes:

„Everywhere I hear the sound of marching, charging feet, oh boy

,Cause summer's here and the time is right for fighting in the street“,

doch entpuppt sich die vermeintliche Revolutionshymne vom „Street fighting man“ (1968) überraschend als sommerlich fatalistischer Straßenzustandsbericht und als konventioneller „My home is my castle“-Song:

„But what can a poor boy do

Except to sing for a rock'n roll band

,Cause in sleepy London town there's just no place for a street fighting man ...“

Der Song endet mit der braven Rückkehr zur britischen parlamentarischen Demokratie: „But where I live the game to play is compromise solution“, singt der androgyne Narziß Mick Jagger, Texter der Stones, ehemals Student der London School of Economics, dem Texte wie „I can't

get no satisfaction“ und „Let's spend the night together“ glatter über die sinnlich schwülstigen Lippen schlüpfen. „Ich singe nicht von Revolution“, betont Jagger 1970 nachdrücklich in einem „SPIEGEL“-Interview, während Jean-Luc Godard, der mit den Stones seinen Film „One plus One“ gedreht hat, befindet: „Was dort erklingt, könnte der Beginn einer Revolution sein.“ Und auch die Fans entdecken im größten Stones-Hit „Satisfaction“ die „Aufforderung an jeden einzelnen, nicht länger mitzumachen, sich nicht länger einzuordnen, unterzuordnen, sich nicht länger die Befriedigungen zu versagen, deren Erfüllung doch längst schon möglich geworden ist“ („DIE ZEIT“).

Doch „Revolution nein — Spontaneität ja“, erklärt Mick Jagger im „SPIEGEL“ und sinniert: „Diese Musik gehört zu den wenigen Dingen, die die Jugend in aller Welt verbindet. Wenn ich nur an mich selbst und an meine Jugend denke — an das Zusammenleben mit meinen Eltern, an die Pläne, die ich hatte, die Dinge, die ich tun wollte, an meine Enttäuschungen in einer Gesellschaft ohne Mitspracherecht ... Der einzelne fühlt sich durch alles frustriert, weil er sich nicht organisieren kann. Wir versuchen, unserem Publikum vorzumachen, wie man sich selbst befreit.“

Wortbeat-Theater

Gegenüber den Beatles und Rolling Stones hegt der US-Anarchist Frank Zappa mit seiner gezielten „elektronischen Sozialarbeit“ konkrete Hoffnungen: „Wenn wir mit unseren Texten eine Million Leute erreichen, werden vielleicht 500 aktiv, und sie könnten wie Dynamit sein.“ Aktiviert werden zunächst die leitenden Herren der Plattengesellschaft MGM, die die erste „Mothers of Invention“-Platte mit dem Titel „Freak out“ für 21.000 Dollar produziert hatten. Sie fühlen sich vom bössartigen „Mutterwitz“ der Gruppe „in ihrer Ehre verletzt“. Tontechniker müssen die schärfsten Anti-Establishment-Passagen an mehreren Stellen durch Frequenz-Manipulationen unverständlich machen, außerdem wird untersagt, die Texte auf der Plattentasche abzudrucken. Die zweifellos geschäftsfördernde Tonwiedergabe eines Beischlafs wird dagegen von MGM als nicht störend empfunden.

Doch trotz all dieser Zensurmaßnahmen muten gegen den (auf dem Index der angelsächsischen Sender stehenden) schrillen „Mütter“-Laut die Beatles- und Stones-Songs wie Ovationen auf die Royal Family an und die Protestlieder von Bob Dylan und Joan Baez wie Huldigungsgesänge auf das Weiße Haus. In stundenlangen „Untergrund-Oratorien“ wie in kurzweiligen Mini-Kompositio-

nen von bisweilen nur 90 Sekunden Dauer verherrlicht der Texter und Komponist Frank Zappa den Sex mit Minderjährigen, demütigt die Bürger als „*Plastic People*“, als Stehaufmännchen und als Stimmvieh bei den Parlamentswahlen, und widmet dem US-Präsidenten eine zynische Hymne: „Bürger Amerikas! Dem Präsidenten ist schlecht geworden. Dot, dot, dot. Ich glaube, seine Alte bringt ihm grad 'ne Hühnersuppe. Ich weiß, es ist schwer, eine unpopuläre Politik von Mal zu Mal zu verteidigen. Ihr Stehaufmännchen, ihr kotzt mich an ...“.

„Ihr Griesgrämer, ihr Schleimscheißer, ihr geistiges Proletariat, ihr Protze, ihr Niemande, ihr Dingsda!“ — mit diesen Verbalinjurien erfährt Zappas Mütter-Sprache ihre „Eindeutschung“ in der 1966 in Frankfurt am Main unter der Regie von Claus Peymann uraufgeführten „*Publikumsbeschimpfung*“ (Rederei für vier Sprecher) im „Wortbeat“-Theater von Peter Handke (*1942), das den Namen des Kärntner Priesterzöglings über Nacht berühmt macht. Zum ersten Mal tritt jemand auf die Bühne, der nichts Außergewöhnliches verspricht, sondern das Alltägliche: „Sie werden hier nichts hören, was Sie nicht schon gehört haben. Sie werden hier nichts sehen, was Sie nicht schon gesehen haben ... *Diese Bretter bedeuten keine Welt, sie gehören zur Welt.*“

Handkes „Wortbeat“ hat keine „Handlung“, braucht keine Bühnenbilder, keine Requisiten, der Autor entwickelt Aktion aus der Sprache: „Die Sprechstücke sind *Schauspiele ohne Bilder, insofern, als sie kein Bild von der Welt geben.*“ Wie Arman und Frank Zappa mit ihrer ironischen Darbietung und Imitation der oberflächlichen Konsum- und Unterhaltungsgesellschaft zielt auch Handke auf eine Bewußtseinsensibilisierung: Mit seinen Sprechstücken will er „nicht revolutionieren, sondern aufmerksam machen“. Die herkömmliche Spielart des Theaters — dem Handke Tauglichkeit zur Schärfung des Bewußtseins zugesteht, aber nicht „zur unmittelbaren Änderung von Zuständen: Es ist selber ein Zustand“ — bezeichnet der „Rederei-Schreiber“ als „*Theatertheater*“ im Gegensatz zu dem in den sechziger Jahren aufkommenden Straßentheater und zu den Happenings (Ereignissen) des Alltags wie dem — so Handke — „Kirchentheater“, dem „Hörsaaltheater“ und dem „Kaufhaustheater“.

Handkes schnell populäres, tiradisches Theater bewirkt in den sechziger Jahren eine neue Einstellung zum Verhältnis von Wirklichkeit und Sprache. Es bricht der Sprachkritik, dem „*linguistischen Relativitätsprinzip*“ (Benjamin Lee Whorf), auf breiter Ebene Bahn, indem es Begriffshülsen und gewohnheitsmäßig verwendete Alltags-Metaphern als stupide, hohl und leer entlarvt und so zu

einer sensibleren Empfänglichkeit und Handhabung von Sprache und Gesten verhilft. In dem ebenfalls 1966 uraufgeführten Sprechstück „*Selbstbeziehung*“ beschreiben zwei Sprecher in Allerweltsworten eine Allerweltsentwicklung: „Ich bin auf die Welt gekommen. Ich bin gezeugt worden. Ich bin entstanden. Ich bin gewachsen.“ Daraufhin klagen sie sich der Allerweltssünden an: „Ich habe über Tote nichts Gutes gesprochen. Ich habe Abwesenden Übles nachgesagt. Ich habe gesprochen, ohne gefragt zu sein.“ Sie wechseln Tempo, Modulation, Positionen, verstümmeln, vervollständigen einander ihre Sätze. Mit der Beateuerung „Ich werde es nie wieder tun“ enden die Tiraden.

In Stockholm werden 1967 Handkes „*Hilferufe*“ uraufgeführt, eine Folge von Redensarten, Bekanntmachungen, Behauptungen und Zitaten, die jeweils mit „Nein“ beantwortet werden und einmünden in den Chor „Freiheit für Nein!“ und den Ruf „Die Erde erdröhnt von Metaphern — Hilfe!“ Dem Theaterbesucher wird das Recht auf Negation nahe gelegt, aber zugleich überantwortet, nicht in der Ablehnung zu verharren, sondern konkrete (Sprach-)Abhilfe zu schaffen. Von der Kritik wird Handkes Psychologie des Alltagslebens, die Erörterung der Gebundenheit des Menschen an Sprache und Gesten und die sich darin ausdrückende Suche des Autors nach „einer bewohnbaren Sprache in einer bewohnbaren Welt“ (Heinrich Böll), als „*Neuer Realismus*“ bezeichnet.

Neuer Realismus

Die provokative Orientierung der bildenden und darstellenden Kunst und der Beatmusik in den sechziger Jahren auf den (auch sprachlichen und psychosozialen) „*Zivilisations-Müll*“ und auf „*Ästhetisierung der Destruktion*“ — mit der sich neben Arman und Tinguely auch Jacques de la Villeglé und Mimmo Rotella mit Plakatabrissen und -zerfetzungen hervortun und um die sich auf der Rock-Bühne neben Zappa die gitarrenzertrümmernde englische Band „*The Who*“ und vor allem der farbige Gitarrenvirtuose Jimi Hendrix bemühen, der zum von Atomexplosionen und Weltuntergang kündenden Gitarrengeheul die Saiten mit den Zähnen anreißt, mit der Zunge über den Steg fährt, die Gitarre auf den Boden schleudert, darauf herumtrampelt, sie in Stücke schlägt oder auf offener Bühne in Brand steckt, um seine destruktive Bühnenschau zu illuminieren, die amerikanischen Frauenvereinen als „obszön“ gilt und laut Londoner „Observer“ „die Gewalttätigkeit und den Zorn einer ganzen Generation“ spiegelt —, diese Ausrichtung der Kunst stellt einen *Akt der irritierenden Störung, der Beschmutzung, der Zivilisationskritik* dar, welcher die Immanenz des All-

tags in ihrer Dringlichkeit und Ereignishaftigkeit aufbricht. Diese Kritik, die hier als „zeitadäquates Bewußtsein“ an die Oberfläche drängt, ist im weitesten Sinne Ausdruck eines „neuen Realismus“, eines neuen, bewußteren Verhältnisses zu einer gedankenlosen, phantasie- und sinnarmen Unterhaltungs- und Konsumgesellschaft. Dieser „neue Realismus“ erweist sich als *Kunst einer eingreifenden ästhetischen Praxis*, indem er den „Bruch zwischen Alltäglichem und nicht Alltäglichem“ (Henri Lefèbvre) bewußt macht. Diesen Bruch in einer veränderten Lebensweise zu überbrücken, wird dem Betrachter/Zuhörer überantwortet.

Der neue Realismus in der zeitgenössischen Kunst setzt sich mit seiner intellektuell-französischen Spielart, dem „*Nouveau Réalisme*“, und mit seiner auf die Reklamewelt und die Massenmedien ausgerichteten anglo-amerikanischen Variante, der *Pop Art*, endgültig durch auf der 4. documenta 1968 in Kassel, wo „vor allem das plötzliche *Verlangen nach Elementen der Realität*“ auffällt, „das die internationale (westliche) Kunstszene in den ‚roaring Sixties‘ als wichtigster gemeinsamer Zug beherrscht“ (Michael Neumann).

Zu den Kasseler Objekten, die besonders ins Auge fallen, zählt auch der „*Große amerikanische Akt No. 98*“, ein fünfteiliges, raumgestaffeltes Objekt aus ölbemalten Leinwänden (250 x 380 x 130 cm) des New Yorker Popmalers *Tom Wesselmann*, der in perfekter, leuchtender Popfarben-Glätte alltägliche Dinge wie Reinigungstücher, eine Orange und eine Zigarette in einem Nachttischaschenbecher in die Symbolsphäre der Kunst erhebt und zugleich einen profanen *Sexualakt* dokumentiert: „Ein Mädchenkopf mit geöffnetem rotem Mund, ein aufrecht stehender Busen, eine gewaltige Frucht und dann ein phallischer Finger, der eine überdimensionale Zigarette ausdrückt. Orgasmus und Zigarette bilden ein monumentales Ensemble“ — derlei Zusammenhänge wissen in den sechziger Jahren auch geistliche Betrachter wie der Jesuitenpater Herbert Schade herzustellen, nachdem der wiedergelesene Kettenraucher Sigmund Freud in einem Kapitel über die Träume der Frauen „Messer und Zigarette als Penissymbole“ in die wissenschaftliche Literatur eingeführt hatte.

Gelegentlich entsprechen allerdings die Motive, aus denen das Publikum die Pop Art akzeptiert, nicht gerade dem, was die Künstler wollen, wie Wesselmann klagt: „Einige der fürchterlichsten Dinge, die über die Pop Art gesagt wurden, kamen von ihren Bewunderern. Für sie sind Marilyn Monroe und Coca Cola wirklich Idole.“

Fakten ohne Kunst

Die *neue Gegenständlichkeit*, wie sie in den Bildern und Objekten der Pop-Artisten erscheinen mag, ist nur scheinbar naiv: Ihre Naivität ist vermittelt, eine paradoxe Erscheinung, die zum Wesen der Pop Art gehört. Ihre Gegenstände sind ja nicht: Entdeckungen, Innovationen, plane Mitteilungen — sondern: Reproduktionen, Darstellungen von Objekten der Plakatwelt, des Konsums, der Kommunikation, des täglichen Gebrauchs. Die Pop Art kritisiert nicht offen die Banalität der Umwelt und des zeitgenössischen „Way of Life“, sie bringt sie vielmehr durch einfache Abschilderung zur Erscheinung. Die Kitschfarben eines Kinoplakats, die grellbunte Reklame für eine tätowierte Dame, ein an die Wand geheftetes Plakat, die vervielfältigte Mona Lisa auf der Briefmarke, auf dem T-Shirt oder am Straßenrand, Toulouse-Lautrecs Aristide Bruant auf der Likörflasche, der Besenstiel in der Rumpelkammer, das Konfektionslächeln der Cover-Girls und Fernsehansager(innen), die hinfällige Kunststoffherrlichkeit der zusammenklappbaren Duschkabine für die Mansardenwohnung: Man ist in den Sechzigern von ihnen umstellt, ohne sie noch richtig wahrzunehmen. Pop Art hebt sie ins Bewußtsein, unternimmt es, die Realität schon als vorgeformt, als artifiziell, industriell erzeugt zu Bewußtsein zu bringen, das sich wieder in einem Kontext mit der Gesellschaft erkennen kann.

Warhols Bilder-Sequenz auf ein Porträt von *Marilyn Monroe* macht den Star als manipuliertes und manipulierbares industrielles Produkt deutlich, als Phantasie setzende Information, als Wirklichkeit aus zweiter Hand, als für die Gesellschaft produzierte Bewußtseinspartikel. Allein die Klischees scheinen noch Vertrauen zu verdienen, weil sie — anders als unverbindliche Abstraktionen von Ideen — gesellschaftliches Bewußtsein transportieren, das an die Stelle von Ideen schon die Bilder von Ideen gesetzt hat.

Pop Art spiegelt die westliche Zivilisationskrise, die — ins Gigantische übersetzt — in Amerika kulminiert: Im Babyrosa-Optimismus von Disneyland, im Monumentalkitsch der Weltausstellung 1964 in New York, in der krebsartig wuchernden Selbstvernichtung der zubetonierten Angestellten-Städte, die von innen her sterben, in der perversen Sucht nach Sozialprestige, die von einer perfektionierten Werbung skrupellos ausgenutzt wird („Das Leben ist nur ein Cadillac nach dem anderen“ heißt es es bei General Motors), in der Verniedlichung des Todes, der von einer florierenden Bestattungsindustrie als letzte große Show inszeniert wird: der Tod wird durch Überschminken verschönt und sozusagen als „freudiges Ereignis“ für die Überlebenden interpretiert.

Bis zu dieser „Endstation Sehnsucht“ lebt man den Verlockungen der Wohlstandsgesellschaft und begnügt sich mit einem Leben aus zweiter Hand, mit Ersatzgefühlen und Ersatzerlebnissen: „Wer fotografiert, lebt doppelt!“ Warhols Fließband-Mona Lisa stellt nicht Leonardo da Vinci in Frage, sondern die Zivilisation, die sich seiner durch Mißbrauch der Gioconda für Reklamezwecke bedient.

Street Art

Für mehrere Jahre erblickt man das künstlerisch Bedeutende nicht mehr in den Werken, sondern in einer Kunst, die Aktion, Prozeß, Teil des Lebens ist: „*Das Theater ist das Ereignis auf der Straße*“ (Wolf Vostell). Ein Traditionsstrang dieses Denkens führt zur „*Street Art*“ in die USA, 1930—1933 unter mexikanischem Einfluß begonnenen Hauswandmalereien mit meist sozialkritischem Inhalt. Kunst soll in den Sechzigern Bestandteil der Emanzipation werden in dem Sinne, wie auch die während der Pariser Studentenunruhen auf die altehrwürdigen Mauern der Sorbonne und des Odéontheaters geschmierten, beschwörenden Wandsprüche „L'art est mort, ne consommez pas son cadavre“, „L'art est mort, libérons notre vie quotidienne“, „L'art est une névrose académique“, „L'art c'est de la merde“ *symbolischer Ausdruck* einer (kultur-)revolutionären Situation sind, nämlich der provokatorischen Besetzung bestimmter Orte. Diese Situation ist ihrerseits wiederum nur symbolischer Ausdruck einer realen Inbesitznahme — der künstlerische (Graffiti-)Akt stellt als gesellschaftliche Tabuverletzung eine potentiell politische Handlung dar, die der Reflexion das Tor öffnen soll. Ohne schon neue politische Formen anzubieten, liegt die Botschaft des (Graffiti-)Kunstwerks im Verweis auf die politische Einlösung des in subjektiver Regung und mit persönlicher Befriedigung gesetzten (gepinselten/gemalten) Versprechens einer konkreten gesellschaftlichen Befriedigung, gesellschaftlichen Veränderung. Soweit das Selbstverständnis der rebellierenden Studenten.

Das Kunstwerk, das soziologische Spruch-Experiment an der Wand, kann also nur sein: die Forderung nach der Möglichkeit von Ausdruck, der *Verweis auf Einzulösendes* — „Libérez l'expression!“, „Libérez les passions!“, „Créativité, spontanéité, vie!“, „L'imagination au pouvoir!“. Kunst soll Hunger auf unmittelbare Erfahrung stillen. Beurteilungskriterium eines Kunstwerks ist nunmehr die „Tendenz zur Sozialisierung von Bedürfnissen und ihrer Befriedigung, von Interessen und ihrer Wahrnehmung; die Perspektive auf die Überführung irrationalen Protestes in rationale Veränderung“ (Karl Markus Michel).

Der Ruf nach der Abschaffung einer toten, geschichtlich überkommenen Kultur gehört in die Nachfolge des Dadaismus, des Surrealismus, der Neuen Sachlichkeit der zwanziger Jahre und mancher noch früheren künstlerischen Ismen und Zeugnisse. Er gehört insgesamt zu einer Kultur, die sich selber seit langem als ständige Revolutionierung wahrnimmt, die sich zunächst innerhalb der Kultur ausdrückt, nunmehr, in den Sechzigern, aber auf allen Bereichen als Revolution verwirklichen will.

Die Taktik einer gesellschaftskritisch-realistischen, künstlerisch-intellektuellen Opposition besteht in einer *Technik der begrenzten Regelverletzungen*, in einer Mischung von Eulenspiegelerei wie der negativen Affirmation der Pop Art (outrierte Zustimmung als schärfste Kritik) und Kampf, entlarvender Provokation und „Aktion“ (Assemblage, Environment, Happening, Straßenaufmarsch, Parolen-Pinselei, Sit-in, Teach-in, Go-in, Theatralisierung, Verfilmung) — durchweg *Protestformen der „passiven Gewalt“*, über die Jürgen Habermas notiert: „*Sie führen zu heftigen Abwehrreaktionen, aber auch zu dem heilsamen Schock, der ein erstauntes Nachdenken über Routinen und über unsere routinierten Verdrängungen provoziert.*“

Die durchdachte, systematische Störung (Verletzung, Durchbrechung) der bürgerlichen Spielregeln durch „*Überspielen*“ (so der schöne Begriff von Hans Magnus Enzensberger) kann man durchaus als *handlungsanleitende Spieltheorie* begreifen, Alternativräume des Soziallebens wahrzunehmen und zu verwirklichen. Die positiven Funktionen des Spiels sind: der *emotionale Aspekt*, bei dem Bedürfnisse nach Spannung und Abwechslung befriedigt, Erfahrungen und Ereignisse verarbeitet und Erlebnisse und Gefühle bewältigt werden; der *körperlich-sinnliche Aspekt*, der sich durch Neugieverhalten, das Erproben körperlicher Kräfte und das Erfahren sinnlichen Vergnügens, durch das Gefühl persönlicher Befriedigung ausdrückt; der *kognitive Aspekt*, der es ermöglicht, spielerisch Wissen und Können zu erweitern und Phantasie und kreatives Denkvermögen zu entfalten (das studentische Teach-in); und der *soziale Aspekt*, der sich darin äußert, daß soziale Konflikte bewältigt und andere Verhaltensweisen erprobt werden („Tendenz zur Sozialisierung“ des spielerisch-experimentell Erprobten und Erkannten).

Das beachtliche Präludium zu den weiterreichenden Ereignissen von 1967 und 1968 bilden die *Schwabinger Krawalle* vom Juni 1962, als die bundesrepublikanische Obrigkeit auf die Herausforderung durch renitenten Beat-Protest und neue Gesellungsformen Jugendlicher auf der Straße reagiert, wie bisher noch jede deutsche Obrigkeit

auf eine Herausforderung von unten reagiert hatte: mit dem Knüppel (erst Ende der sechziger Jahre schlägt sich die Erfahrung, daß Straßen in der Demokratie mehr sind als bloße Verkehrswege, in der Errichtung städtischer „Fußgängerzonen“ nieder).

In Münchens Künstler- und Studentenviertel Schwabing bringen zwei Rock'n Roll klimpernde Straßengitarristen deutsche Ordnungshüter so in Rage, daß diese die musizierenden Unruhestifter erst verhaften und dann mit Gummiknüppeln gegen alle vorgehen, die diese Verhaftung nicht schweigend hinnehmen wollen. Der nichtige Anlaß führt zu tagelangen Straßenschlachten. Die Zeitungen sind voll von empörten Berichten über den gewalttätigen Großeinsatz, bei dem sich Polizisten als „uniformierte Rabauken“ entpuppen, die wie „Schlägerkommandos“ gegen protestierende Bürger vorgehen.

Große Beunruhigung, weil erschrockene Erinnerung an gerade erst überstandene Terrorzeiten, löst das Urteil eines Münchner Gerichts aus, mit dem ein Demonstrant, der das brutale Vorgehen der Polizei mit Pfui-Rufen kommentiert hatte, zu sechs Monaten Gefängnis (mit Bewährung) verurteilt wird. In der Begründung heißt es: „Der Bürger hat nicht das Recht, öffentlich seiner Empörung Ausdruck zu geben, wenn sich ein Polizeibeamter rechtswidrig verhält. Das bloße Pfui-Rufen und der Gebrauch von Ausdrücken wie Polizeistaat ist bereits rechtswidrig...“. Solche Urteile, die in krassem Widerspruch zu den im Grundgesetz der Bundesrepublik garantierten Bürgerrechten wie Meinungs- und Versammlungsfreiheit stehen, politisieren im Sommer 1962 selbst viele von denen, die wenige Jahre zuvor das Verbot der KPD und die erneute Kriminalisierung der Kommunisten noch schweigend gutgeheißen hatten, und bringen im Herbst 1962 die politisch Sensibilisierten für die inhaftierten Spiegelredakteure Conrad Ahlers und Rudolf Augstein auf die Straße.

Die *Gründe und Motive für den Aufstand* der westlichen Jugend gegen die autoritäre Welt ihrer Väter sind zahlreich: Ohnmacht gegenüber einem Staat, der Ordnung schaffen will, wo Demokratisierung vonnöten ist. Politisches Engagement, das zu verwirklichen trachtet, was die Hochschulen selber nicht zustande bringen. Kampf um Reformen, Protest aus Einsicht, Lust am Happening, neurotischer Druck und revolutionäre Entschlossenheit. Wo das eine in das andere umschlägt, das eine das andere aufhebt oder bedingt, ist ebenso schwer zu eruieren wie die fließende Kontur der Gruppierungen der sogenannten „Außerparlamentarischen Opposition“: „Diese Gruppierungen reichen von einer prinzipiellen Opposition,

die auf die Abschaffung des Regierungssystems überhaupt dringt, bis zu einer loyalen Opposition, die sich um die Profilierung akuter, durch Meinungs- und Parteienkartelle allerdings verdeckter Konflikte bemüht“ (Jens Litten).

Zur APO rechnen sich manche Liberale und Anarchisten, manche Sozialdemokraten, linke Gewerkschafter sowie Marxisten aller Schattierungen. *Was sie zusammenbringt*, ist der Wille zur geistig-politischen Veränderung und das Aufbegehren gegen Remilitarisierung und Atombewaffnung (1960 erste bundesdeutsche Ostermärsche), gegen Pressezensur und Pressemissbrauch (1962 „SPIEGEL“-Affäre, 1968 Anti-Springer-Kampagne), gegen eine verfehlte Wiedervereinigungs- und isolative Ostpolitik, gegen das unnötige, demokratieinadäquate Zweckbündnis der Großen Koalition von CDU und SPD zwischen 1966 und 1969, gegen Notstandsverfassung und -gesetze (1968), gegen den Vietnamkrieg und gegen die Rassendiskriminierung in den USA und in Südafrika.

Radikale und treibende Kraft der APO und der deutschen Studentenbewegung ist der „*Sozialistische Deutsche Studentenbund*“, ausgerichtet an der Kritischen Theorie der philosophischen „Frankfurter Schule“ zwischen Marx und Freud, mit dem Ziel einer „Revolutionierung der Revolutionäre“ bis in die privatesten Bereiche der familiären Beziehungen und der Kindererziehung hinein („Totalisierung der Politik“) als „Voraussetzung der Revolutionierung der Massen“ (Rudi Dutschke). Vorbilder sind Befreiungsbewegungen in Ländern der Dritten Welt und deren auf Zimmerwänden und Straßendemonstrationen oft plakatierte Führer:

— *Mao Tse-tung*, dessen Zitatensammlung, das „Rote Buch“, zur Jugendbibel wird;

— *Ho Chi Minh*, der 50 Jahre lang gegen Invasoren Vietnams kämpft und darüber noch zum Gedichte-Schreiben kommt;

— der unverwüstliche *Fidel Castro*, der alle Landungs- und Vergiftungsversuche der CIA unbeschadet übersteht; und

— der argentinische Arzt *Che Guevara*, der — obwohl asthmakrank — den sicheren Posten eines kubanischen Wirtschaftsministers, Botschafters und Nationalbankiers aufgibt zugunsten einer unsicheren Partisanentätigkeit im bolivianischen Urwald, bei der ihn auch die photodokumentierte Lektüre von Goethe im Versteck eines Schweinstalls nicht vor dem Berufstod des Revolutionärs bewahren kann.

1967 wird er gefangengenommen und ermordet, von seinen Anhängern flugs als unsterblich mythisiert: „Che lebt“ heißt es trotzig auf Aktionsblät-

tern und Buchdeckeln, seine Briefsentenz „Schaffen wir zwei, drei, viele Vietnam“ wird zur Demonstrationsparole und revolutionären Handlungsmaxime erhoben. Sein „Bolivianisches Tagebuch“, herausgegeben 1968, findet ebenso reißenden Absatz wie silhouettenhaft-jugendstilig aufgemachte Poster von Che mit der kleidsamen Basenmütze, auf der über der Stirn ein kleiner roter Stern prangt. Poster, deren revolutionär knallig-buntpopige Hintergrundfarben Feuerrot, Kanariengelb, Maigrün und Violett ebenso zu den schockfarbenen Socken des im übrigen jeansbehosten und parkatragenden Studenten passen wie zu den Signalfarben der (in den Sechzigern aufkommenden) Filzstifte und Textmarker seiner Zimmergenossin, mit der er die geschlechtertrennenden Schranken des Studentenwohnheims („Kein Männerbesuch!“) niedergerissen hat.

Wegen seiner Unkonventionalität, „wegen seines Stils, wegen seiner Originalität“ wird auch postmortem Che Guevara (von dem mit ihm zerstrittenen Fidel Castro) belobigt, allein aussehensmäßig — Vollbart, feingezeichnetes Gesicht, langwellige Haare — von Studentinnen geliebt und (deshalb auch) Vorbild für die ersatzhandelnden Großstadtschungskämpfer des SDS.

Auf der Bühne der Öffentlichkeit

Aktionen außerhalb der etablierten Spielregeln werden zum probaten Mittel, nach außen zu wirken: „*Proteste sind Vorstufen der Bewußtwerdung von Menschen*“ (Rudi Dutschke). Revoltierende Studenten stürmen deutsche Theaterbühnen, boykottieren Filmfestivals und besetzen Hochschul-institute, wo sie in provokanter Unbekümmertheit fremde Flaschen und eigene Mägen entleeren, sie verhöhnen talargeschmückte Spektabilitäten („Wir begrüßen den närrischen Elferrat unserer Universität“) und pinseln rüde Reime: „Zieht die Magnifizenzen an ihren ideologischen Schwänzen“, die zuweilen auf sie selbst zurückfallen.

Linke Studenten versehen im Goldenen Buch der Bonner Universität des Bundespräsidenten Heinrich Lübkes Namenszug, den dieser bei einem Zwischenstopp zwischen seinen zahlreichen Fernreisen für die Bundesrepublik Deutschland („In Afrika tragen die Menschen Lendenschurze, in Asien Strohhüte!“) eingeschrieben hatte, mit dem Vermerk: „KZ-Baumeister“. SDSler stürzen vor der Hamburger Hochschule ein Denkmal des Kolonialhelden Hermann von Wißmann: „Preußische Schießbudenfigur“. SDS-Mitglieder verderben geistliche Feste: bei einem Go-in am Heiligen Abend 1967 in der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche mit dem Transparent „Frieden auf Erden. Frieden in Vietnam“.

Am 18. Dezember 1964 gehen Berliner Studenten zum ersten Mal auf die Straße, um gegen den Kongo-Premier Moïse Tschombé zu protestieren (Sprechchor: „Lumumba-Mörder“). Am 7. Mai 1965 rotten sich Studenten erstmals zum Protest gegen eine Magnifizienz zusammen (weil der Berliner FU-Rektor Hausverbot gegen den vom Asta eingeladenen Reporter Erich Kuby verhängt hatte). In der „Aktion 1. Juli“ demonstrieren 1965 Studenten aller Hochschulen der Bundesrepublik gegen den von Georg Picht diagnostizierten deutschen Bildungsnotstand. Am 5. Februar 1966 veranstalten die Studenten die erste Großdemonstration gegen das amerikanische Engagement in Vietnam und beziehen — als einige Demonstranten ausscheren, um vor dem Amerikahaus das Sternenbanner auf Halbmast zu setzen — zum ersten Mal Prügel, die zum Lehrmittel werden: „Eine radikaldemokratische Bewegung schafft sich nicht das Bewußtsein ihrer Ziele am Schreibtisch“ (Wolfgang Lefèvre).

Nach dem Beispiel der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung („We shall overcome“) protestieren sie mit Sit-ins, Teach-ins und Go-ins. Sie lassen keine Gelegenheit aus, ihren Protest hörbar und sichtbar zu machen, denn: „*Ohne Provokation werden wir überhaupt nicht wahrgenommen*“ (Rudi Dutschke). Als anlässlich des Staatsbesuchs des iranischen Schahs Reza Pahlevi in der Bundesrepublik und in West-Berlin Studenten gegen das Unrechtsregime in Persien protestieren und am 2. Juni 1967 der überhaupt zum ersten Mal in seinem Leben an einer Demonstration teilnehmende Romanistikstudent Benno Ohnesorg — Pazifist, aktives Mitglied der evangelischen Studentengemeinde zu Berlin — von hinten von einem Polizisten (der in einem „seelischen Ausnahmezustand“ handelt, so das psychologische Gutachten) mit einer Kugel in den Kopf erschossen wird, kommt es zur Eskalation der Protestbewegung, die nun nahezu alle Universitätsstädte erfaßt.

Der Übergang der Protestaktionen zur Gewaltanwendung, zu den menschenlebenverachtenden, mörderischen Aktionen der beiden Untergrund-Organisationen, „Bewegung 2. Juni“ und „Rote Armee Fraktion“ (RAF) um Andreas Baader und Ulrike Meinhof, die in den siebziger Jahren die Bundesrepublik in Atem halten, deutet sich 1968 an in Brandanschlägen gegen das Verlagshaus und Zeitungsbetriebe des Axel-Springer-Konzerns und gegen Kaufhäuser (erstmalig am 3. April 1968 in Frankfurt) als Zentren der Übermacht des „Systems“ und des „Konsumterrors“. Aus der „Ästhetik der Zerstörung“ wird blutiger Ernst, die spielerische Störung wird zur reinen Destruktion.

Aktionskunst: „Happenings sind überall“

Zappas popmusikalische Müll-Skulpturen, Handkes Wortbeat-Theater, die Müllkästen der Nouveaux Réalistes und die Fakten der Pop-Artisten, das emotional-transzendente Körpertheater des „Living Theatre“, die biblisch-politprotestierenden Puppen- und Maskenspiele des „Bread and Puppet Theater“, die mit Harlekin-Späßen und Simpel-Sozialismus operierenden Agitprop-Kollektiv-Aktionen des kalifornischen Landarbeiter-„Teatro Campesino“, das sentimental-anarchistische Terror-Theater der Genfer Theater-Kommune „Tréteaux libres“, Hochhuths reportagenhaft-dokumentarisches „Theater des Protests“ sowie die konventions- und tabuverletzenden, straßentheatralen Aktionsformen des studentischen Protests auf der Bühne der Öffentlichkeit — sie markieren in den sechziger Jahren den weltweiten Aufbruch in eine „*ereignishafte, den Lebensalltag integrierende und erklärbar machende Aktionskunst*“ (Horst W. Janson), die sich „sowohl den Objektfundus der Straße, der Reklame und der Medienprodukte wie auch den Zufallsablauf des alltäglichen Geschehens einverleibt“ (Karin Thomas).

Diese mit der *Synthese von Kunst und Leben experimentierende, publikumeinbeziehende und bewußtseinsaktivierende Kunst* subsumiert die verschiedensten kunst-, musik-, kino- und „theatertheatralen“ Erscheinungen wie Festivals und Musicals, Theater auf der Straße, in Fabrikhallen und Fußballstadien, sowie zahlreiche Popkulturphänomene wie schockierendes und kommunika(k)tionsbedingendes Mode- und Möbeldesign.

Die Übergänge zwischen diesen vielschillernden Facetten einer gesellschaftskritischen, aber veränderungsgläubigen und daher in der Grundtendenz fortschritts- und zukunfts-optimistischen Aktionskunst sind fließend, so daß *Wolf Vostell* (*1932), der rührigste deutsche Happenist, resümieren kann: „*Happenings sind überall!*“

Das Happening daheim erfolgt über die Inszenierung der viel beschworenen neuen „Wohnlandschaften“ mit „*Aktionsmöbeln*“, leicht verschiebbaren, variierbaren, ja sogar mitnehmbaren mobilen Wohn-Utensilien wie aufblasbaren Plastik-Möbeln. Mit durchsichtigen, in leuchtenden Farben gehaltenen „*Blow-up*“-Sesseln, Sofas und Tischen, geliefert in kleinen Tragetaschen zusammen mit einer Fußpumpe, erregen 1968 der italienische Formgestalter *Paolo Lomazzi* („Das Primäre ist die Funktion“) sowie ein Vietnameser namens *Quasar-Khanh* in Paris Aufsehen.

Aufsehen erregt auch *Gaetano Pesce* mit einem Aktionsmöbel wie dem „*UP 5 Donna*“-Sessel aus dem Jahre 1969, einem echten Happening-Möbel

aus Polyurethan-Schaumstoff, verkauft in einer Plastiktüte, vakuumverpackt, auf ein Zehntel des späteren Volumens zusammengepreßt. Zerschneidet man die Folie, blähen sich *Pesces* schwülstige Sessel und Sofas wie Gummiwürste auf. Die italienischen Designer, die mit ihrer „*Linea italiana*“ die modische Linie der sechziger Jahre in Sachen Kunststoffdesign bestimmen, entdecken infolge des neuen Körpergefühls der Sechziger (das sich nicht nur im „Körpertheater“ ausdrückt, sondern in der wiederentdeckten Körperbewegung aus dem Schwung des Beckens, aus der Mitte des Leibes also, auch im *Beat-Tanzen* und im *Windsurfen* wiederfindet) die erotischen Dimensionen der neuen Plastikmaterialien, die sich von „acrylhart“ bis „schwammweich“ aufblasen und pressen, schäumen und spritzen lassen. Sie produzieren der Neuen Sensibilität entsprechende „weiche“ Möbel, die als körperfreundliche Gegenstücke für den Menschen gedacht sind. Die wohl anschnieg-samsten Möbel der sechziger Jahre sind der „Skai“-lederne, PVC-gefüllte *Knautsack* zum Sitzen (1969, Zanotta) und das transparente Kunststoff-*Wasserbett*, das sich allen Körperbewegungen schaukelnd anpaßt.

Deutschlands mobilstes und bisher größtes Happening organisiert *Wolf Vostell* im November 1964 „*In Ulm, um Ulm und um Ulm herum*“ — eine Omnibus-Odyssee mit 200 Teilnehmern („*Die Überlebenden des nackten Einkaufspreises*“) und 24 Stationen, darunter ein Bundeswehrflugplatz — bei dessen Besuch als musikalisches Element die Motoren mehrerer Düsenjäger aufheulen — und ein Stall, in dem vor aller Augen eine Kuh kalben soll(te). *Vostell* erklärt sich schließlich selbst zum *lebenden Kunstwerk*.

Happening der Mode

„*Man sollte ein Kunstwerk sein*“, hatte schon einst *Oscar Wilde* empfohlen, „oder“ — so fährt der modebewußte Ästhet fort — „*zumindest ein Kunstwerk tragen*.“ 1969, etwa 70 Jahre nach Wildes Tod, entsprechen New Yorker Künstler dieser Empfehlung mit einer „*Fashion Show Poetry Event*“ (Modenschau-Dichtung), geplant als „*neue Theaterform*“, bei der „*die Kostüme die Handlung sind*, wie in einer richtigen Modenschau“. Der Vergleich beider Formen (der Veranstalter: „Medien“) soll dem Publikum „endlich einmal ein neues, objektives Bild des Phänomens Mode“ vermitteln, so die Ansprüche des Lyrikers *John Perreault* und zweier Dichter-Kollegen, die in Paris als Veranstalter fungieren.

19 Maler, Bildhauer und Dichter, darunter Pop-Artisten wie *Claes Oldenburg*, *Andy Warhol* und *James Rosenquist*, entwerfen hierfür erstmals eine

Kollektion kleidsamer Kunstgegenstände und erklären bei der Vorführung die Dressmen und Mannequins zu „Kunstwerken“ à la Wilde. „*Haben Sie sich je als Kunstwerk betrachtet?*“ richtet Perreault die Frage ans Publikum und schickt eine von der Plastikerin Marjorie Strider nur mit Bilderrahmen bekleidete Tänzerin auf den Laufsteg. Ein nackter Schauspieler — von der venezolanischen, auch auf der 4. documenta vertretenen Bildhauerin Marisol Escobar farbig bemustert — posiert als „10 000-Dollar-Gemälde“. Mit verbundenen Augen führt die Happening-Künstlerin Carolee Schneemann einen von Oldenburg entworfenen „*Weißes Sklaven-Dress*“ vor. Das Kostüm („weiße Seidenbluse, weiße Crêpe-Culotten“) bleibt freilich unsichtbar und der Phantasie des Publikums überlassen: Der Pop-Künstler hatte nur eine Tonbandbeschreibung des Werks gefertigt.

Andere Mode-Künstler, wie Eduardo Costa, kreieren maßgeschneiderte Busenschalen aus reinem Gold („*Tragen Sie die Formen ihrer eigenen Schönheit!*“), eßbare Mieder aus Pfefferminz-Bonbons, ärmellose Plastikröhren „für alle Tage“ und einen Vorschnall-Torso für den Abend. Kommentar: „Sie gehen heute zu einer Party? Als Mann oder als Frau? Andy Warhols Modell erlaubt es ihnen, sich künftig Ihr Geschlecht auszusuchen wie ihre Kleider.“

Mit derlei Extravaganzen aus Künstlerhand parodieren die Veranstalter den Stil herkömmlicher Modenschauen und verulken mit süffisanten Modellbeschreibungen („Wollen Sie total von heute sein?“) den blumigen Verkaufsjargon so auflagenstarker Mode-Journale wie „Vogue“ und „Harper's Bazaar“. Glossiert werden auch die modische Vorliebe für nackte Haut, Merkmal der Kunst-, Theater- und Modesaison 1969, und jene Besucher von Ausstellungs-Vernissagen, für die das „Spitzenhemd vom Maler Rauschenberg und Andy Warhols seltsames Hütchen“, so die New Yorker Kritikerin Lil Picard, „wichtiger sind als die Kunst-Objekte“.

Die „Fashion Show Poetry Event“ gelingt wie viele Pop-Aktionen zum *Enthüllungskunststück* des (Mode-)Warenfetischismus, indem sie die Warenästhetik in bestem Pop-Sinne in einer Art negativer Affirmation kritisiert, das heißt *outriierte Zustimmung als schärfste Kritik* betreibt: Mode-Positionen werden beim Wort genommen, in der affirmativen Praxis bis zum äußersten radikalisiert und in schwejscher Manier durch die inakzeptablen Konsequenzen jeglichen Anspruchs auf absolute Geltung ausgehebelt. In der Praxis des Alltags begreifen in den Sechzigern die Fluglotsen mit als erste diese Pop-Strategie: Sie protestieren gegen schlechte Arbeitsbedingungen (sehr effek-

tiv) mit „Dienst nach Vorschrift“. Die Tendenz dieser Strategie formuliert Andy Warhol: „Das Schönste an New York ist McDonalds. Das Schönste an Paris ist McDonalds. Das Schönste an Berlin ist McDonalds. *In Moskau gibt es noch nichts Schönstes.*“

Modische Emanzipation

Doch bei aller (in den sechziger Jahren modischen) Kritik am — vom Fetisch Ware gelenkten und damit von wahren Problemen abgelenkten — (Kauf-)Verhalten der breiten Masse ist *das emanzipatorische Potential der Mode* und des immerhin „*Auswahlfreiheit*“ garantierenden Massenkonsums nicht geringzuschätzen: Mit dem nicht nur Beine, sondern auch Moralvorstellungen und Gesinnungen enthüllenden *Minirock* des englischen Ladenmädchens Mary Quant, die in Londons Arbeitervorstadt Chelsea bisher mehr mit Kindermode erfolgreich war, setzt 1964 überhaupt zum ersten Mal die Unterschicht ihre Modevorstellungen gegenüber den (mode)tonangebenden westlichen Oberschichten durch. Dieser revolutionäre Impuls zeitigt eine demokratische Öffnung der Mode für breite Schichten, indem die Modeschöpfer, allen voran 1966 *Yves Saint Laurent*, der Haute Couture für die Haute finance das *Prêt-à-porter* zur Seite stellen, also die für Massenkonfektion entworfene Modellkleidung, zu erwerben in „*Boutiquen*“, individuell gestalteten und bedienenden kleinen Läden für modische Neuheiten, die in den sechziger Jahren entstehen und innerhalb kürzester Zeit zum bestexpandierenden Geschäftstypus gedeihen.

In enger Beziehung zur Minikleidung, die den Akzent auf lange Beine legt, steht die bedeutendste Errungenschaft innerhalb der Frauenkleidung: die Entwicklung der *Feinstrumpfhose*, die alle behindernden Strumpfhalter überflüssig macht und mehr Bewegungsfreiheit erlaubt. Neue, den Männern gleichberechtigte Bewegungsfreiheit verschaffen den Frauen Ende der sechziger Jahre auch die *Hosenanzüge* und *Hosen mit Hemdblusen* als Tageskleidung (1973 werden in der Bundesrepublik pro Jahr erstmals mehr Damenhosen als Röcke verkauft), so daß die englische „Daily Mail“ 1969 orakelt: „Bald werden nur noch Schottenmänner Röcke tragen.“ Angesichts der Kreationen des auch in der Hosenmode vorangehenden Volks-Couturiers Yves Saint Laurent empfiehlt „Le Figaro“ 1969 den potentiellen Kundinnen: „Sie müssen abmagern und wachsen, und Sie dürfen weder Brust noch Hüften haben.“

Auch in der Körperkontur erfolgt Ende der sechziger Jahre nach dem Vorbild des englischen Topmodells *Twiggy* eine Annäherung an die „männ-

liche“ Knabenfigur, während die Männermode körpernaher (taillierte Anzüge und Hemden), weicher (Cord-Anzüge, Samthosen), bestrickender (Jersey-Hemden, Strickstoffe), buntfarbiger (besonders die in Farbe und Dessin auffallenden breiten Krawatten), verspielter (plissierte oder mit Rüschen besetzte Fest-Hemden zum dunklen Anzug) und schmuckvoller (Aufkommen bisher für „unmännlich“ gehaltener Hals- und Armkettchen), kurzum: „femininer“ wird.

Die modische Einebnung der Geschlechtsunterschiede findet ihren Niederschlag im zwischenmenschlichen Verhalten: Die „starken“ Männer dürfen nun auch Schwäche und Empfindlichkeit, mithin mehr Sensibilität zeigen, und das „schwache“ Geschlecht, von den Männern bisher zum Spiel hintergründig keuscher Zurückhaltung verurteilt, darf nun auch Stärke und eigenen Willen demonstrieren und (männliche) Aktivitäten ergreifen. Ende der sechziger Jahre, nachdem die Männer den uniformen Bürstenhaarschnitt und kahlnackigen Façonschnitt der fünfziger Jahre überwunden haben und die Mädchen sich Mitte der Sechziger von der geometrisch emanzipativen Strenge des wieder modernen Garçon-Schnitts (Bubikopf) langsam lösen, treffen sich die Geschlechter im Tragen langwachsender, natürlich fallender Haare. Der hier seine modische Gestalt annehmende Grundgedanke der Emanzipation von Mann und Frau findet seinen unisexuellen Ausdruck in der Kreation des „Partnerlooks“, der ein neues partnerschaftliches Denken im Zusammenleben — von der beruflichen und Küchenarbeit bis zur Kinderbetreuung — signalisiert.

Das wichtigste modisch-gesellschaftspolitische Zeichen jedoch — nicht für die Gleichberechtigung der Geschlechter, sondern für die der Rassen — setzt das farbige Photomodell *Donyale Luna*. Protegiert von dem Pariser Modeschöpfer *Paco Rabanne* (bekannt für seine Metallplättchenkleider für die Angélique-Filmdarstellerin Michèle Mercier), ist sie die erste Farbige, die auf dem Cover der amerikanischen Ausgabe von „Vogue“ erscheint; sie löst damit unter den um ihre Bürgerrechte kämpfenden Farbigen die „Black is beautiful“-Bewegung aus, einen neuen Selbstfindungs- und Selbstbewußtwerdungs-Prozeß. Endgültig vorbei sind nun die Zeiten, wo sich hübsche farbige Mädchen aus Harlem oder Brixton ihr Gesicht, ihre Beine und ihre naturkrausen Haare mit Chemikalien malträtieren, nur um dem weißen Schönheitsideal zu entsprechen, dessen perfekte Adaption die Pop-Sängerin *Diana Ross* und ihre Gruppe „Supremes“ vorführen, die 1967 „The Happening“ besingen.

Der modern werdende „Afro-Look“ indiziert eine kulturelle Rückbesinnung auf die afrikanischen

Wurzeln der Herkunft. Vorbei sind auch die Zeiten, da sich *Paco Rabanne*, zwischen 1964 und 1967, wegen seiner farbigen Modelle von Publikationsmöglichkeiten in „Harper's Bazaar“ und in der amerikanischen „Vogue“ ausgeschlossen und dem Ostrazismus der amerikanischen Handelskammer unterworfen sah, nur weil er es gewagt hatte, während eines Modenschau-„Events“ auf amerikanischem Boden „Negerinnen“ auf den Laufsteg und damit in das Blickfeld der Öffentlichkeit zu schicken.

Erziehung zum Ungehorsam

Ein begehrtes Photomodell der sechziger Jahre ist auch der *Beuys-Freund* und Happenist *Bazon Brock* (*1936), der schon als „Rotbart-Rostfrei-Vorschäumer“ für „seidenweiche Rasuren“ die Anlage zu seiner späteren Ästhetik-Professur in sich birgt. Brock glänzt mit Stoßgebeten wie: „Glückliche Bomben auf deutsche Pissoirhausarchitektur“ und meint die einfallslose Betonbauweise der „Kaputt-sanierer“ traditioneller Bausubstanz, er reklamiert in einer Koje unverdrossen die „Abschaffung des Todes“ und gibt die wichtige „Bloom-Zeitung“ heraus — einen Raubdruck der „BILD“-Zeitung vom 8. April 1963, in dem Brock alle Eigennamen durch den Namen des Joyce-Helden Leopold Bloom ersetzt. Der äußerst vielseitig begabte Polemiker, von der Kritik respektvoll als „der Bewerber“ tituiert, schreibt mit „Theater der Positionen“ auch eines der überraschend wenigen, mit Comic-Strip-Elementen versetzten Pop-Theaterstücke, während sich in der Bundesrepublik als Pop-Regisseur der Deutsche *Peter Zadek* hervortut.

Die Theater-Experimente der Engländer *Peter Brook* und *Joan Littlewood* vor Augen, unternimmt *Peter Zadek* unkonventionelle Klassiker-Inszenierungen von Schillers „Räubern“ und Shakespeares „Maß für Maß“ und findet 1968 auch noch die Zeit zu dem im Stile von *Jean-Luc Godards* „Weekend“ gedrehten Film „Ich bin ein Elefant, Madame“, der von der Oberstufe eines deutschen Gymnasiums handelt und die Spannungen zwischen rebellischer Jugend und autoritären Erziehern analysiert. Für seinen „Schulfilm“ hatte sich *Zadek*, im englischen Exil einst Lehrer für Französisch und Geschichte („nach einem Jahr bin ich rausgeflogen“), als Gasthörer vieler Unterrichtsstunden präpariert und dann das Drehbuch (nach dem 1963 erschienenen Schülerroman „Die Unberatenen“ des Lehrers *Thomas Valentin*) auf den Stand des Jahres 1968 gebracht.

Der Film hat sein Ohr am Nabel des Sechziger-Zeitgeistes: Statt reaktionärer Pauker-Typen, die in der Roman-Vorlage einige Pennäler zum ersten

„Protest, bitter wie Katzenscheiße“, herausfordern, treten nunmehr unsichere Liberale auf, die sich weder die Schülergunst noch ihre Pensionsberechtigung verscherzen möchten und dadurch, so Zadek, „ungewollt zu Opportunisten werden“. Doch auch die Schüler-Opposition, die so gern für „*Demokratisierung der Schule*“ streikt, ist hier schon in die Zwickmühle geraten: Ihr Anführer beispielsweise agitiert gedankenlos nach APO-Sentenzen („Uns Schüler kann man gar nicht integrieren, weil wir noch gar nicht im Produktionsprozeß stehen“), und wegen seiner allseits akzeptierten Rolle im täglichen Klassen-Kampf gehört er schon „fast zum angefeindeten Establishment“ (Peter Zadek).

Die autoritäre Führungsstruktur und die Probleme der Studentenbewegung werden hier an der Basis gespiegelt. Der Bürgerschreck Rull, das Gegenbild zu den angepaßten Schultypen, ist ein fröhlicher Pop-Charakter. Er neckt seine demonstrierenden Mitschüler und die Polizei so lange, bis ein Pulk Ordnungshüter den als Indianer kostümierten Einzelgänger bändigt und abführt. Auch spritzt er seine Wandfasertapeten orange, setzt sich Kerzen ins struppige Haar und übersetzt das Resultat täppischer Liebesspiele in korrektes Schulenglisch: „I've just fucked Billa“. Auf dem Höhepunkt des Films provoziert Rull seine sture Umwelt mit einer Hakenkreuz-Schmiererei an der Schulmauer. Eine in provozierender Absicht errichtete Hakenkreuz-Draperie reizte einen Bremer Einwohner während der Dreharbeiten zum Sturm auf die Kamera. Auch dieses Happening montiert Zadek ungerührt in seinen Film ein, dessen Ablauf er durch Zwischentitel („Onanieren ist nicht schädlich“) skandiert und seine Darsteller auch direkt zum Publikum sprechen läßt.

Neben seinen technischen Feinessen belegt Zadeks Film vor allem, daß die Emanzipation des Alltags in den Schulen stattfindet. 1967 wird die deutsche Oberschülerin Karin Storch für ihre gesellschaftskritisch engagierte und mutige Abiturientenrede, in der sie „*Erziehung zum Ungehorsam*“ fordert, mit dem „Theodor-Heuss-Preis“ ausgezeichnet.

Beuys: „Kunst = Freiheit = Kapital = Leben“

Die Vermittlung von Kunst und Politik geleistet zu haben, ist das Verdienst von *Joseph Beuys* (1921—1986), Kaufmannssohn aus Kleve, studierter Naturwissenschaftler, mehrmals verwundeter und abgestürzter Stuka-Flieger des Zweiten Weltkriegs, als Kriegsheimkehrer 1949 Schüler des angesehenen Bildhauers Ewald Mataré, Ehrendoktor des kanadischen „Nova Scotia College of Art and Design“, 1961 als Professor für Bildhauerei an die Kunstakademie Düsseldorf beru-

fen, 1972 von Johannes Rau relegiert (wegen Ignorierung des Numerus clausus für Kunststudenten), 1977 von Helmut Kohl mit einer 500 DM-Spende für Aktivitäten seiner Bürgerinitiative „Free International University“ versehen (wofür ihm Beuys im documenta-Katalog dankt), 1982 auch als Pop-Sänger und politischer Unruhestifter hervorgetreten mit einer Abrüstungshymne für die Friedensbewegung: „*Sonne statt Reagan*“, als überhaupt einziger Künstler fünfmal hintereinander zur maßgebenden Kasseler documenta eingeladen, 1979 Ausstellungs-Star im New Yorker Guggenheim-Museum und Titelheld im „SPIEGEL“ mit der Schlagzeile „*Weltruhm für einen Scharlatan?*“, kurzum: die umstrittenste Welt-Kunst-Figur der zweiten Jahrhunderthälfte, aber unbestritten „*der einflußreichste Künstler in Europa*“, wie sogar das Magazin „Time“ im fernen New York konzidiert.

Beuys — schon in den fünfziger Jahren unverkennbar mit filzenem Stetson, Jeans und Fliegerweste — gehört mit Wolf Vostell zu den Happenisten der ersten Stunde. Der zur Selbstdarstellung neigende „Egomane“ (so Vostell über Beuys) *schockt mit bizarren „Aktionen“*: 1964 verbringt er acht Stunden im Inneren einer zugenähten filzernen Teppichrolle, an deren Enden je ein toter Hase angebunden ist, und informiert die im Nebenraum harrenden Galeriebesucher fernmündlich über sein Befinden. Der Hase, Lieblingstier von Beuys, ist für ihn *Symbol der Inkarnation*: „Der Hase hat direkt eine Beziehung zur Geburt, eine Beziehung in die Erde, nach unten, der Hase macht das ganz real, was der Mensch nur in Gedanken kann. Er gräbt sich ein, er gräbt sich einen Bau.“

Beuys gräbt sich in der Teppich-Aktion hinein in sein Leben, er verarbeitet die *Traumata seiner Biographie* in der Kunst: Nach einem Flugzeugabsturz war er — schwer verletzt und halb erfroren — mit Fett eingerieben und filzumwickelt ins Leben zurückgeholt worden. Fortan arbeitet er mit Fett und Filz als privatmythologischen Anspielungen, aber auch als Rückkehr zur guten, alten, heilen Welt des natürlichen und edlen Materials. Seine Objekte aus Fell, Filz, Fett, Wachs und Honig zählen zu den wichtigsten Innovationen der Avantgarde. Der Künstler freilich begreift sie als *Modelle seines Welt-Bildes* — als Gleichnisse zur Überwindung des Gegensatzes von Kunst und Leben, als Umsetzung seiner *Lehre vom „erweiterten Kunstbegriff“*, nach der Kunst und Wissenschaft, Natur und menschliches Leben zu einer neuen Einheit „transformiert“ werden sollen.

Diese in Idealismus und Romantik wurzelnde Weltanschauung beruht auf der Erkenntnis, daß sich die Aufgabe des modernen Künstlers in der

Arbeit mit den bildnerischen Mitteln von einst nicht erschöpft. Vielmehr sei es dem Künstler aufgetragen, auf jede Weise Bewußtsein zu formen — das eigene, aber auch das der Mitmenschen, wobei sich die allmähliche Veränderung aller überlebten menschlichen Institutionen (Schule, Wirtschaft, Staat) zwingend ergeben werde. Auf diesen in seiner Konsequenz politischen Weg gelangt Beuys durch Friedrich Schillers Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ (1793/94), in denen der Dichter den „*Bau einer wahren politischen Freiheit*“ als das „vollkommenste aller Kunstwerke“ preist.

Symbolische Handlungen

Die Verzahnung von Kunst und Politik gelingt auch dem bayrischen Happenisten *Otto Dressler* (*1930), der auf den freien Alternativ-Kunstmärkten der sechziger Jahre jedwede Art von Trophäenbedarf, künstlerischen, militärischen wie auch religiösen, offeriert — so eine knetbare, rundum versiegelte Bibel, „*damit man endlich den Glaubensgeist in die Hand nehmen kann*“ (Otto Dressler). Der „Verfremder“ aus Bayern betreibt eine rigorose Infragestellung aller politischen und sonstigen Geister. Während auf der 4. documenta ein optisch flimmerndes, riesig kultisches Mao-Porträt zu bewundern ist, wagt Dressler die „Größe“ dieses Studentenidols anzuzweifeln. Er formt ein Halbmasken-Porträt aus Schaumstoff von Mao (wie auch von Goethe, Beethoven, Nietzsche und Marx), auf dem Interessierte durch Sitzproben nicht nur dessen haptische Wertigkeit, sondern auch dessen „Gewichtigkeit“ persönlich erfahren dürfen. Während der Sitzproben durchgeführte Interviews ergeben, daß Probanden mit einer konservativen Grundhaltung das Aussitzen Maos mit einer Götz-von-Berlichingenschen Einstellung auszukosten pflegen.

Die Studenten, anfangs — insbesondere der SDS, dem nicht nur autoritäre, sondern auch asketisch-puritanische Züge anhaften — auf Distanz zu solch künstlerisch „verspielten“ Protesten, lernen schnell. Sie organisieren eine „*Spaziergangs-demonstration*“, als das Demonstrieren auf dem weihnachtlichen Berliner Kurfürstendamm verboten wird: Die in der Menge spazierend Demonstrierenden melden sich mit Kindertrompeten und berieseln die Polizei mit Konfetti, doch entziehen sie sich durch Untertauchen in die Schar der Promenierenden (die so in das Happening einbezogen werden) dem Zugriff der verzweifelnden Ordnungshüter. Oder sie organisieren eine „*Ordnerdemonstration*“, als ihnen die Auflage erteilt wird, Ordner zu stellen: Sie „*überspielen*“ diese Auflage, indem sie 100 Ordner auf einen

Demonstranten stellen, und haben die Sympathie der Öffentlichkeit auf ihrer Seite.

Und ohne Happening-Vorbilder ist selbst der *Auftritt des Kommunarden Karl-Heinz Pawla* vor einem Moabiter Gericht im September 1968 kaum denkbar. Pawla inszeniert seinen Auftritt vor dem Berliner Schöffengericht, vor dem er sich wegen Hausfriedensbruch und Richterbeleidigung verantworten muß, nach dem Motto der Kommune 1: „Was wirkt, ist gut, je geschmackloser, desto besser“ und läßt während der Verhandlung in foro publico plötzlich seine Hosen herunter und verrichtet blitzschnell seine (mit Abfuhrmitteln herbeigeführte) Notdurft. Seinen vorab informierten, johlenden Anhängern und dem verdutzten Richter widmet er zum Schluß noch eine Zugabe: Er greift sich vom Richtertisch seine Akte, um sich mit ihr den blassen Hintern abzuwischen und mit dieser eigenwilligen Demonstrationstechnik seine Meinung kundzutun von der deutschen Justiz und ihrer Rechtsprechung, die ihm zehn Monate Gefängnis ohne Bewährung beschert — und drei Tage Haft, weil Pawla den Staatsanwalt während dessen Plädoyer mit einer Sandale beworfen hatte.

Doch keine „Fäkalkunst“ und keine fundierte Kritik hat die verkrusteten Strukturen der deutschen Justiz schärfer bloßlegen können als jener Satz, den der Kommunarde *Fritz Teufel* in das Geschichtsbuch der sechziger Jahre eingeschrieben hat als Bemerkung auf die mehrmalige insistierende Aufforderung, sich vor Gericht zu erheben: „*Na ja, wenn es der Wahrheitsfindung dient!*“

Dem Philosophie-Professor Jürgen Habermas (*1929), geistiger Mitvater der Studentenrevolte, scheint es Mitte 1968 noch denkbar, daß so gear-tete „Wahrheitsfindung“, die Verletzung etablierter Spiegelregeln, den Blick freigebe auf „eine Transformation hochentwickelter Industriegesellschaften“ — hin zu einem entbürokratisierten sozialistischen System. Aber Habermas warnt schon vor einer falschen Einschätzung der gesellschaftlichen Situation: „*Die neuen Demonstrationstechniken, die nur symbolische Handlungen einschließen können, verwandeln sich in den Köpfen altgedienter SDSler zu Mitteln des unmittelbaren revolutionären Kampfes.*“

So war es. Die Studenten erzielten Wirkung, als sie berechtigtem moralischem Protest in gezielten Provokationen Ausdruck gaben — sie hatten dabei zeitweise eine breite Sympathiebasis und den „*élan vital*“ des Dadaismus hinter sich. Sie brachten sich um ihre historische Chance, als sie sich in ungezielte Aktionen und in Gewalt flüchteten. Das Kokettieren mit revolutionärer Gewalt war grundfalsch, da keine revolutionäre Situation ge-

geben war; denn: „Nur krasser Hunger und verweigerter Brunst vermögen Revolutionen zu erzeugen“ (Hans Henny Jahnn).

Die Revolution gebar nur eine Revolte, die als *Projekt der Moderne* (Jürgen Habermas) 1964 in Berlin mit der studentischen Demonstration gegen Moïse Tschombé und einer Ausstellung von Pop Art unter dem Titel „Neuer Realismus“ begann und die 1972 mit dem Terrorismus und der 5. documenta endete, auf der am Schluß bilanziert

wird: „Die Kunst ist zu sich selbst zurückgekehrt“ (Harald Szeemann). Ihren trivialen Nachruf verfaßt bereits 1971 der Romancier Johannes Mario Simmel: „Der Stoff, aus dem die Träume sind“.

Die Träume sind zerstoßen. Das Bemühen um einen erweiterten Kunstbegriff, um eine dauerhafte Verbindung von Kultur, Eros und Gesellschaft, ist gescheitert, muß vielleicht immer scheitern — was dem Versuch einer „sozialen Plastik“ nicht den Sinn nimmt.

„Lieber rückwärts aus dem Intershop als vorwärts zum nächsten Parteitag“

Bemerkungen zum DDR-Jugendjargon

„Ich lieb dich nicht, Du liebst mich nicht: De-De-Err“
(DDR-Variante eines Schlagers der westdeutschen Popgruppe „Trio“)

I. Einführung

Zu den unabänderlichen Kennzeichen endgültig ausgelaufener eigener Jugend zählt: Man wird an universitären Kopiergeräten nicht mehr automatisch geduzt, findet Studentinnen immer hübscher, zuckt ob gewisser Kreationen jugendtypischer Sprachkonventionen zusammen. Letzteres ereignet sich vorzugsweise bei Ausdrücken wie diesen: *Das soll gute Musik sein — da fall'n mir doch glatt die Eier ab* oder *Aufm Rockkonzert war'n tierisch geiles Feeling, hat uns echt voll durchgebumst*.

Brecht hätte seine Freude daran gehabt; was sein Episches Theater nur partiell schaffte — *Glottz nicht so romantisch!* —, bringt die moderne Jugendsprache ganz im Vorbeigehen zuwege. Noch dazu grenzüberschreitend-generationsspezifisch. Auch in der DDR zuckt man zusammen, gewöhnt sich nur mit Mühe an gewisse, bei der Jugend favorisierte Ausdrücke.

Das läßt eine witzige Story zumindest erahnen, die der Ost-Berliner *Eulenspiegel*, (1986) 3, kürzlich veröffentlichte: Schüler wurden ermahnt, von bestimmten „Ausdrücken“ zu lassen, und wie das praktisch ablief, erzählt einer von ihnen: *Wir merkten, daß eine schwere Zeit auf uns zukommt, und manchmal werden wir wahrscheinlich in Büchern suchen müssen, um fröhliche Ausdrücke wie kotzen, verscheißern oder Schnauze, Fresse und so was zu verbessern. Das fing ja schon damit an, als der lange Schücht in die Klasse schrie: „Heute gibt es ein geiles Fressen! Erbsensuppe!“ Wir fragten: „Was für eine Speise? Vielleicht erklärst du mal, was geil heißt?“ Er konnte es nicht, keiner konnte es außer der braven Bärbel: „Das ist ein Essen, wonach es einen gelüftet!“ Ach sooo, sagten wir, und jetzt wurde mir auch klar, warum dieses Wort immer öfter benutzt wird, besonders von den großen Schülern. Der Old Schätterhänd aus der Zehnten sagte zum Beispiel dieses Wort zur Cornelia Blumm aus der Achten. Aber die wußte wahrscheinlich nicht,*

daß dies was Gutes bedeutet, und haute dem Oldie eine in die Fr . . ., ich meine Visasche. Cornelia darf das. Sie ist kräftig und in der Sparte Junge Kugelstoßer.

Kenner wissen: Das war Ottokar Dommas Geschoß — Originalton aus jener Serie fiktiver Schülerberichte, die seit rund 20 Jahren das DDR-Publikum entzückt. Die Domma-Feuilletons haben den Lesererfolg praktisch vorprogrammiert — als neueste Ausprägung des alten Erfolgsgenres der Schulsatiren, dazu in einem Stil geschrieben, der dem Schülervolk ständig aufs Maul schaut.

Ach sooo — auch die DDR-Jugend findet Erbsensuppe *geil*. Wie ihre Altersgenossen westlich der Elbe hat sie also den sprachlichen Schwenk zu alt- und mittelhochdeutschen Ursprüngen gemacht, bei denen *geil* noch die Bedeutung von *gärend, kraftvoll, üppig, lustig* hatte. Den Mehrfachschaten davon hat die ältere Generation, die — geprägt von der ausschließlich sexuell-stimulierenden Bedeutung dieses Adjektivs — Kommunikationsstörungen konspirativen Ausmaßes argwöhnt und gegen diese massiv zu Felde zieht.

Natürlich bewirkt diese Abwehr nichts außer der Selbstentlarvung der Sprachwächter — die mitunter erfreulich harsch ausfallen kann. Da veranstaltete im November 1984 die Katholische Akademie München eine Tagung zum Thema *Gruppensprachen*, bei der heftig gegen den *Neogrobianismus* der Jugendsprache gewettert wurde. Si tacuisent! Die *grobianische Literatur* des 16. Jahrhunderts war das parodistische Gegenstück zu den gestelzten *Tischzuchten*, und wenn der *neogrobianische* Jugendjargon unserer Tage ein Gegenstück etwa zum unsäglichen Bonner Stil — *Ich würde meinen, daß nach soviel Denkmustern ein echter Handlungsbedarf besteht* — bildet, dann um so besser!

Es geht um den Jugendjargon in Deutschland, speziell in der DDR. Ein *Jargon* ist eine gruppen-

spezifische Sprechweise, die in der Regel dadurch entsteht, daß vertrautem Wortgut ein neuer Sinn untergeschoben wird und die veränderten Begriffe auf neue Weise zu Sätzen organisiert werden. Triebkraft jedes Jargons ist die Unfähigkeit (Unwilligkeit) der Sprecher, das hier und jetzt für die Gruppe Belangvolle in herkömmlichen Sprachkonventionen auszudrücken (Skat-Spieler werden zustimmen, wenn sie einmal beobachten, wie sie selber die vielen kleinen Gemeinheiten und Triumphe des Spiels artikulieren).

Das sind, sehr vereinfacht, Kennzeichen jeder Sondersprache — die sich bei näherem Hinsehen stark differenzieren. Eine auf Tarnung, Abschließung und Geheimhaltung ausgerichtete Sprechweise, etwa das berühmte *Rotwelsch* der Gauner früherer Jahrhunderte, wird rasch zur *Geheimsprache*, die gegenüber Uneingeweihten bewußt konspirativ angelegt ist. Eine auf Sachorientierung und Deskription zielende Kommunikation gestaltet sich zur *Fachsprache*, die es in mehr oder minder starker Ausprägung in jedem Berufszweig gibt. *Jargon* im engeren Sinne sind hingegen Sprachkonventionen, deren letztes Ziel Gruppenerhalt, Integration etc. sind. Mischformen aus diesen drei Grundtypen, wie sie sich etwa in Armeen, Strafanstalten und anderswo herausbilden, können in diesem Zusammenhang unberücksichtigt bleiben.

Unter den Jargons spielt der *Jugendjargon* insofern eine Sonderrolle, als er ähnliche Sprechweisen in Umfang, Dauer und Intensität übertrifft: Ein Jugendjargon artikuliert das Lebensgefühl einer ganzen Generation! Zwar kann niemand definieren, was *Jugend* letztlich ist — aber jeder kennt aus eigener Erfahrung die Spannungen dieses biopsychischen Moratoriums zwischen Kindheit und Erwachsensein, in dem der Mensch aus bisherigen Schonräumen entlassen wird und in neue Kollektive noch nicht integriert ist. Die grundlegende, psychische und soziale Statusunsicherheit

dieser Lebensphase schlägt sich auch und gerade in der Sprache nieder:

— Ein Jugendjargon ist die Sprechweise der Emotionalität, Expressivität und Rigorosität, was speziell an den Synonymen für *gut* und *schlecht* deutlich wird: Gutes wird mit höchsten Superlativen bezeichnet, Schlechtes als Katastrophe artikuliert.

— Eine wesentliche Funktion dieser Sondersprache ist der Intragruppen-Prestigegewinn, d. h., der Sprecher äußert sich mit Blick auf den Eindruck, den er auf seine Kameraden macht. Das läßt den Jargon mit Witz, Schlagfertigkeit, Lust an Übertreibungen, Sprachspielereien, hyperbolischen Wendungen u. a. auf.

— Der Jargon ist auch die Sprache jugendlichen Emanzipationsstrebens, was ihn in Teilen sarkastisch, aggressiv, respektlos macht: Wer sprachlich neue Identitäten markiert, etwa *Polizisten* als *Bullen* bezeichnet (wie es in der Bundesrepublik durchgehend, in der DDR oft geschieht, alternierend zu *Sheriff*), der schafft auch neue Bezüge um und zu sich selber.

— Die metaphorische Vielfalt des Jugendjargons gibt der Phantasie der Sprecher größte Freiräume, was ihre Sprechweise zu anderen Sprachkonventionen in bezeichnende Kontraste (Politiker-, Mediensprache) bzw. überraschende Nähe (Sprache der Literatur und Poesie) bringt.

Das mag als theoretischer Rahmen genügen, in den im folgenden einige sprachliche Charakteristika der DDR-Jugend zu stellen sind. Natürlich dominiert dabei das soziolinguistische Interesse, das aber den rein sprachlichen Horizont weit übersteigt — wie es J. Fishman 1965 in seinem klassischen Fragenkatalog für diese ganze Disziplin aufzeigte: Wer spricht in welcher Sprachvariante zu wem, wo, wann, über welche Themen und mit welchen Absichten und sozialen Konsequenzen?

II. Der lange Weg zur einfachen Erkenntnis

1983 erschien in Ost-Berlin Rudi Strahls zwerchfellerschütterndes Lustspiel *Vor aller Augen*. Die witzige Story — Verhaltensforscher wollen den Alltag einer Arbeiterfamilie erforschen und filmen zu diesem Zweck jede Bewegung der Familienmitglieder — war in einer Sprache gehalten, die einen sehr authentischen Eindruck macht. Die jungen Menschen, die in dem Stück erscheinen, benutzen u. a. diese Ausdrücke: *Typ*, *Gesülze*, *Stabü* (= Staatsbürgerkunde), *Fummel* (Kleidung), *fummeln*, *bumsen*, *Stuß*, *Schuppen*

(= Discothek), *mach ich mit links*, *zur Fahne gehen/bei der Fahne sein* (Fahne = Armee), *belatschern*, *zisch ab!*, *da geh ich kaputt*. Und 1985 wurde in einer musikwissenschaftlichen Diplomarbeit an der Ost-Berliner Humboldt-Universität die Fanpost analysiert, die die außergewöhnlich populäre Rockgruppe *Silly* von DDR-Jugendlichen bekommen hat. Unter anderem wurde da geschrieben: *Ich finde euch urst gut; eure Musik ist tierisch; eure Frisuren sind knallheiß; eure Garderobe ist knackig und übelst gut* usw.

Das waren gängige Ausdrücke des gegenwärtigen DDR-Jugendjargons, und wie dieser insgesamt aussieht, will Margot Heinemann von der Leipziger Karl-Marx-Universität, die an einem *Wörterbuch zur Jugendsprache* arbeitet, dokumentieren. Das Vorhaben ist bekannt, leider nicht die Methode. Wo sammelt Frau Heinemann ihre Ausdrücke, da diese mittlerweile in der DDR allgegenwärtig erscheinen? Längst haben sie beispielsweise die Nachtprogramme von *Radio Stimme der DDR* erobert. Was da als *Tip-Disco*, *Pop-Mobil* — *Munter-buntes Nachtprogramm* und anderes in den nächtlichen Äther geht, ist durchaus hörens-wert. Nicht zuletzt wegen der Moderatoren-Sprüche wie diesem: *Es sollen sich nur echte Fans melden — nicht so Fratzenfallen, die mal'n paar Poster abgreifen wollen!*

Sage niemand, die DDR wandle sich nicht! Auf sprachlichem Gebiet muten ihre Wandlungen mit- unter fast revolutionär an. Noch 1964 hatte bei- spielsweise die Sprachwissenschaftlerin Elise Riesel die lebensfremde Behauptung aufgestellt, daß *sich die gesunde deutsche Jugend in der DDR gegen eine Sonderlexik wehrt, deren Gebrauch sie von der übrigen Gesellschaft abschließen würde*. Wäre dem so gewesen, dann hätte die DDR keine Jugend gehabt, schon gar nicht eine gesunde! Dann wäre sie im Besitz einer indoktrinierten Menschenre- serve gewesen, die willens- und sprachlos vorge- zeichnete Denkschemen übernahm — und die SED hätte sich den ganzen Mauerbau sparen kön- nen.

Kulturpolitisch standen die sechziger Jahre in der DDR im Zeichen des *Sturms auf die Höhen der Kultur* (Ulbricht 1960). Es wurde ein Amoklauf, den die Parteiführung aus der Bedrängnis heraus startete. Unfähig, mit Künstlern und Literaten zu diskutieren, bezichtigte sie diese des *Nihilismus*, *Halbanarchismus*, *Skeptizismus*, *der Pornographie*. Die *zweite Etappe der Kulturrevolution* wurde ge- startet, die jegliche etablierte Kultur offenbar hin- wegfeigen sollte. Gegen die beargwöhnte Literatur setzte man die Produkte der *Zirkel schreibender Arbeiter*. Als Mustergenres einer neuen *sozialisti- schen Nationalkultur* wurden fortan *Brigadetage- bücher* und *Dorfchroniken* gefeiert.

Aber bekanntlich reicht es ja nicht hin, keine Ge- danken zu haben — man muß auch unfähig sein, sie auszudrücken. Insofern war die SED von be- merkenswerter Konsequenz, als sie ihren Sturm- lauf auf sprachlichen Stelzen der klapprigsten Art antrat. *Uniformierung und Verarmung zeigt aber auch die Sprache des ostdeutschen Kommunismus*, urteilte am 8. April 1961 die *Neue Zürcher Zeitung*, *in Reden, Zeitungen, Zeitschriften, in der Literatur, überall stoßen wir auf dieselbe monotone, formel- hafte Sprache*.

So war es, und fast hätte man vergessen, daß die- ses Deutsch in der DDR von niemandem freiwillig in den Mund genommen wurde. Es gab nur wenige Periodika, die die offizielle Sprachverwil- derung angriffen. Zu ihnen gehörte die Leipziger Zeitschrift *Sprachpflege*, die immer noch erscheint und unverändert lesenswert ist. Sie hatte schon ausgangs der fünfziger Jahre einen Feldzug gegen das *Funktionärsdeutsch* eingeleitet und es mit aus- gesucht boshaften Beispielen karikiert: *Die ty- pischste Funktionärswendung ist wohl „das ung- Wort mit erfolgen“ . . . Die Küssung des Kindes er- folgt durch die Mutter*. Eine typisch kommuni- stische Floskel, die schon Manés Sperber aufge- fallen war.

Fast völlig unter die publizistischen Räder geriet damals der Jugendjargon. Natürlich gab es ihn, und gelegentlich schimmerte er durch die Seiten des satirischen *Eulenspiegel*. In diesem Blatt schlug damals der — eingangs erwähnte — Ottokar Domma die Augen auf, und in Nummer 3/1966 hielt er beispielsweise folgende schöne Rede: *Verehrte Pioniere! Der Franz hat recht, wenn er sagt, man muß nicht überall seinen Dreck in den Klassen verteilen, sondern die Botten am Rost ab- kratzen. Auch kann jeder seine Scheißpapierchen in den Papierkorb schmeißen und nicht unter die Bank. Aber der Herr Pionierleiter hat mir gleich wieder das Wort weggenommen*.

Älteres Pendant zu Ottokar Domma war *Frisör Kleinekorte*, der damals ebenfalls in Serie seine listigen Weisheiten im *Eulenspiegel* äußerte; das klang beispielsweise so ([1966] 29): *Ich dachte wunder, wen ick heute aufm Sonnabend im Blauen Affen alles treffe, aber bei dis schöne Wetter is hier nachmittags ne dote Hose, wie die Jugend sagt*. Und schließlich waren die mittleren sechziger Jahre ja die hohe Zeit der Beatles, die mit *Pilzköpfen* und Songs wie *I want to hold your hand* natürlich auch in der DDR jugendliche Maßstäbe setzten. Im er- sten Juni-Heft 1966 dokumentierte der *Eulenspie- gel* das sogar auf der Titelseite: *Kindermund 66 — Ei wonn tu hool jur Hemd . . .* Und so ging es in den frühen siebziger Jahren weiter — mit wachsender Intensität, vor der auch Anna Seghers, grand old Lady der DDR-Literatur, kapitulierte. Verwirrt ob der *modischen sprachlichen Saloppheit unter Ju- gendlichen* bat sie Kundige um Aufklärung und reagierte mit heiterer Einsichtigkeit: *Solche Sa- chen kommen und verschwinden immerzu*.

Aber sprachliches Leben ist eine, ideologische Verbohrtheit eine andere Sache, und so war noch 1973 in der angesehenen und maßgebenden *Zeit- schrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kom- munikationsforschung (ZPSK)* dieses Verdikt zu le- sen: *Die sogenannte „Sprache der Teenager und Twens“ stand und steht wesentlich im Dienste kom-*

merzieller und politisch-ideologischer Bestrebungen der Monopolbourgeoisie in der Bundesrepublik.

Als dieser Unsinn niedergeschrieben wurde, war seit fast zwei Jahren der Gegenbeweis nachzulesen und von der Bühne zu hören — Ulrich Plenzdorfs *Neue Leiden des jungen W.* (das vielleicht schönste deutschsprachige Buch der Nachkriegszeit). Diese Geschichte vom Leben und Sterben eines individualistischen Aussteigers löste von London bis Moskau einhellige Begeisterung aus, wurde in zwei Dutzend Sprachen übersetzt, verfilmt und im Fernsehen gespielt. Es sei ein *kollektives Porträt der DDR-Jugend*, befand der Autor, und eine Kritikerdiskussion präziserte, was das Buch so faszinierend machte: *Es hat auf die jungen Leute . . . einen so starken Eindruck gemacht, weil sich der Held des Stückes so geäußert hat, wie sich eben Siebzehnjährige hierzulande äußern, und dabei Probleme angesprochen hat, die sie unmittelbar bewegen.*

Plenzdorf fand Nachfolger unter den DDR-Literaten. Er selber stand in einer neuen osteuropäischen Realismuswelle: Der Russe V. Aksenov (*Fahrkarte zu den Sternen*), der Tscheche J. Škvorecký (*Nylon-Zeitalter*), der Bulgare I. Petrov (*Vierzehn Küsse*) und manch anderer hatten über Nacht damit begonnen, Probleme der Jugend in der Sprache der Jugend künstlerisch abzuhandeln — um dadurch zu einem Anwalt der Jugend zu werden (lange vor dem Start der empirischen Jugendforschung in den Ländern Osteuropas).

Plenzdorfs *Neue Leiden* waren nicht zuletzt ein lebendiges Sprachzeugnis, wo der junge Held *Edgar Wibeau* laufend Sätze wie diese äußerte: *Natürlich Jeans! Oder kann sich einer ein Leben ohne Jeans vorstellen? Jeans sind die edelsten Hosen der Welt. Dafür verzichte ich doch auf die ganzen synthetischen Lappen aus der Jumo, die ewig tiffig aussehen . . . Wer echter Jeansträger ist, weiß, welche ich meine. Was nicht heißt, daß jeder, der echte Jeans trägt, auch echter Jeansträger ist. Die meisten wissen gar nicht, was sie da auf dem Leib haben. Es tötete mich immer fast gar nicht, wenn ich so einen fünfundzwanzigjährigen Knacker mit Jeans sah.*

Die Literaten waren sich einig, daß das Originalton DDR-Jugend war. Was aber sagte die Sprachwissenschaft dazu, was durfte sie sagen? Sie geriet in eine ziemlich scheußliche Klemme — was sie als *monopolbourgeoise* Erfindung abgetan hatte, entpuppte sich als attraktive, authentische Sprachkonvention der jüngsten Mitbürger. Man griff zu der Verlegenheitskonstruktion der *Figurensprache*, die die Literaten angeblich verwendeten, *um mit ihrer Hilfe reale Bilder vom Leben der Menschen in unserer Gesellschaft zu zeichnen.* Ge-

wonnen war damit gar nichts. Zum einen zeichnete sich die Gefahr ab, daß *sozialistische Schriftsteller* durch die Verwendung *gruppenspezifischer Jargons* möglicherweise *einem platten Naturalismus in der Sprachgebung* anheimfielen. Zum zweiten wußte man nicht mit letzter Klarheit, was Jargons sind und was sie bedeuten.

Immerhin wurde eine Forschungslücke ausgemacht, und 1974 erkannte die *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung*: *Andere Unterschiede im Sprachgebrauch werden nicht in erster Linie von der Zugehörigkeit der Sprecher zu einer bestimmten sozialen Schicht bestimmt, sondern sind mehr durch gruppenpsychologische Faktoren bedingt. So existieren innerhalb bestimmter Berufs- und Altersgruppen, besonders innerhalb von Kinder- und Jugendgruppen, sozial bedingte Sprachnormen, die der einzelne einhalten muß, wenn er von dieser Gemeinschaft voll anerkannt werden will . . . Die Kommunikation im Rahmen solcher Gemeinschaften spielt im Alltag eine große Rolle. Daher muß sich die Sprachwissenschaft auch mit diesen soziologisch bedingten Gruppensprachen und mit den Bedingungen, die die Wahl einer bestimmten Sprachschicht determinieren, stärker als bisher beschäftigen.*

Was sich die DDR-Wissenschaftler erst vornahmen, hatte die sowjetische Linguistin Evgenija Rozen bereits besorgt; sie schaute die neuere Literatur der DDR durch und veröffentlichte 1975 einen gescheiterten und einfühlsamen Aufsatz über den Jugendjargon der DDR. Drei Momente waren in diesem — in russischer Sprache geschriebenen — Aufsatz zu Recht herausgestellt:

— Der Jugendjargon besteht aus einer *jugendlichen Sonderlexik*, die nicht sofort verständlich ist, obschon sie durchaus vertraute Begriffe benutzt — freilich mit neuem Sinn und in neuer Zuordnung zueinander; verstanden wird dieser Jargon innerhalb der Gruppe, wo er ein grundlegender Integrationsfaktor ist — er *artikuliert und unterstreicht altersgemäße Solidarität, gegenseitiges Verständnis und die Gemeinsamkeit der Interessen und Wertorientierungen.*

— Als Sprache der Jugend ist der Jargon Medium der Emotionalität, Expressivität und der Lust an hyperbolischen Wendungen — Charakteristika, die *den altersgemäßen Bedürfnissen verbaler Selbstäußerung entsprechen.* Man liebt *starke, ja schockierende Worte und Wendungen*, um sich damit vom üblichen Sprachgebrauch abzusetzen und den Intragruppenkontakt zu stärken.

— Der Jugendjargon belegt, daß Jugendliche nicht Werte und Normen der Erwachsenenwelt passiv und sprachlos übernehmen. Mit jedem neuen Ausdruck entsteht eine neue Identität in

neuen Problembezügen — das jugendliche Streben nach souveräner Selbständigkeit, nach Emanzipation also, wird verbalisiert sichtbar.

Mit anderen Worten: Der Jugendjargon war literarisch rehabilitiert und sprachwissenschaftlich in den klassischen Kriterien abgesteckt — aber wo blieb er selber? Gab es ihn am Ende wirklich nur als *Figurensprache* in bestimmten Literaturgenres?

Der Jargon lebte, und als erste hatte die Ost-Berliner Frauenzeitschrift *Für Dich* Mitte 1976 den Mut, ihn in dankenswerter Breite vorzuführen. Dabei erfuhr man u. a. folgende Ausdrücke:

sich (k)einen Kopp machen — (nicht) nachdenken
affenstarker Typ

Fakt, Baby!

nicht aus der Hüfte (Knete, Marmelade, Asche) kommen — den ganzen Tag nicht munter werden

(k)einen Aufriß machen — sich (nicht) aufregen
das schlafft, da peitscht mich nackter Ekel eindrehen — essen

keinen Saft mehr haben — pleite sein
eine Dicke einfangen — schlechte Noten bekommen

Geikel — Witz

urste Pose — besonderes Erlebnis
das poppt, fetzt, schockt, ist einwandfrei — ist gut
scharfe Käthe, Supermutter

den Kopp zumachen — schweigen
vom Hof reiten — verschwinden

Dieser kurze Text aus *Für Dich* war gewissermaßen die offizielle Inthronisation des Jugendjargons in der DDR. Heute kann man ihn beinahe schon mit Rührung betrachten, denn was damals noch sehr jargonig klang, hat mittlerweile beinahe standardsprachliche Weihen erhalten: *Sich einen Kopf machen* ist heute sogar schon in Artikelüberschriften politischer Zeitschriften zu finden (z. B. *Armeerundschau*, (1981) 4: *Der macht sich 'nen Kopf — Aussagen über einen Gruppenführer*), *setzen* ist bereits in den Refrain politischer Lieder eingegangen (*Pionier zu sein, fetzt ein*), und *einwandfrei* ist mittlerweile ein so gängiges Synonym für *gut*, daß es auch in die Sprache der Lausitzer Sorben, der slavischen Volksgruppe im Osten der DDR, eingegangen ist — in „wörtlicher“ Übersetzung: *jedna scëna swobodna* — *eine Wand (ist) frei*.

Und weil dem so ist, hatte man im Januar 1980 im Leipziger *Herder-Institut* — dem hocheffizienten und optimal organisierten Pendant der *Goethe-Institute* — keine Bedenken, den *Für Dich*-Text als *Arbeitsmaterial für den Deutsch lernenden Ausländer* zu veröffentlichen, angereichert mit folgenden einleitenden Worten: *Sie haben Ihren Urlaub im vergangenen Jahr in der DDR verlebt. Sie glaubten bisher, gut Deutsch sprechen zu können, und trotz-*

dem hatten Sie — besonders bei Gesprächen mit Jugendlichen — Schwierigkeiten, immer folgen zu können. Machen Sie sich keinen Kopp (nicht grübeln), die folgenden Zeilen wollen Ihnen einen kleinen Einblick in die Umgangssprache Jugendlicher geben. Die Beherrschung dieses Mindestwortschatzes wird Ihnen bei Ihrem nächsten Besuch bestimmt das Prädikat „affenstarker Typ“ (Lob, Anerkennung) einbringen. Fakt, Baby!

An der sprachlichen Front eroberte der Jargon unterdessen neue Positionen. Ende der siebziger Jahre waren bereits Texte möglich, die den Jargon selber und seine Wurzeln dokumentierten — etwa seine Aufladung mit Anglizismen (Amerikanismen). Ohne sie kommt praktisch keine Sprache mehr aus, und bislang waren die Sport- und die Computerterminologie die Haupteinfallstore für dieses Wortgut; als dritter Weg ist die moderne Unterhaltungsmusik (samt subkulturellem Umfeld) hinzugekommen, die vor allem im Jugendjargon Spuren hinterlassen hat.

Daß die DDR hierbei keine Ausnahme macht, bezeugt u. a. Ernst Röhl — ein besonders sensibler, witziger Beobachter umgangssprachlicher Entwicklungen. 1979 veröffentlichte er im *Eulenspiegel* diesen herrlichen Text: *Aus Fremdsprachen mach ick mir nüscht, fans! Ick liebe meine Muttersprache, det sarick euch janz cool! Die deutsche Sprache, wa, ob ickse nu live hör oda vonne single oda LP, wa, oda ob ickse uffn paperback lesen tu, also die deutsche Sprache, die is all right. Die is so 'n richtja oldie, aba jade, weilse so 'n oldie is, is se echt in. Die hat pep, die hat sex, die hat so 'n irren touch, die hat so 'n sound, so 'n drive. Det swingt und poppt, det machtma high, det machtma happy. Einfach crazy. Nee, laßt ma fans, — Deutsch is okay!*

Zugegeben: ein fiktiver Text — der aber gar nicht so weit von der sprachlichen Realität entfernt ist. Da veröffentlichte beispielsweise das FDJ-Organ *Junge Welt* am 18. Juni 1983 einen Aufruf, der in Lexik und Syntax überdeutliche Einflüsse des Jugendjargons aufwies. Und so begann er: *Hallo, Zweiradfans! Die Motorbiene düst wieder los zur Mokick-Rallye '84. Ein großer Knüller! So die einhellige Meinung aller, die während der 1. DDR-Mokick-Rallye 1983 mitgebrummt sind oder zugehaut haben.*

Lassen wir für den Moment die Beispiele, und konstatieren wir die Tatsache, daß der Jugendjargon der DDR nicht mehr im Verborgenen blüht. Er ist anerkannt, wird als jugendspezifische Sprachkonvention wohlwollend toleriert und hat in einer Weise auf die Medienlandschaft „drüben“ abgefärbt, für die der Ausdruck Bereicherung nicht zu hoch gegriffen erscheint.

Daß es immer noch gewisse Widerstände gegen ihn gibt, tut nichts zur Sache; das sind Rückzugsgefechte, wie Jürgen Beneke im August 1985 in der *Sprachpflege* überzeugend darlegte: *Immer wieder — und in den letzten Jahren verstärkt — melden sich Vertreter der verschiedensten sozialen Schichten und Gruppen zu Wort, um ihre Meinung über die Sprechweise Jugendlicher zum Ausdruck zu bringen. Die Älteren wollen, oft aus unangenehmem aktuellem Erleben heraus, ihren Unwillen, ihr Unverständnis, artikulieren; Eltern und Lehrer melden ihre Sorgen über mögliche Folgen dieser Sprechweise an; und verschiedene Linguisten, vor allem*

aus der BRD, bringen das „Exotische“ dieser Erscheinung wirksam ins Spiel. Andere Sprachwissenschaftler, z. B. in der UdSSR, weisen auf die „Gefährlichkeit dieser Sprache“ hin . . . Doch diese jugendspezifische Sprachvarietät lebt, wie auch immer zu dieser sprachlichen Erscheinung Stellung genommen wird. Ihr Auftreten konzentriert sich auf Situationen, die durch einen privaten, nichtoffiziellen Charakter geprägt sind. Und gerade hier erfüllt die Verwendung jugendtypischer Ausdrücke und Redeweisen eine eben nur durch diese Art und Weise sprachlich-kommunikativer Tätigkeit zu verwirklichende soziale Funktion.

III. Position und lexikalische Dimensionen des DDR-Jugendjargons

Mit der offiziellen Anerkennung des Jugendjargons ergaben sich neue, schwerwiegende Probleme — glücklicherweise nicht für ihn. Da ist z. B. die ungemein komplexe Frage nach dem Verhältnis Jargon — Sprachkultur. *Paßt dem Linguisten Gerda ihr Kleid?* hat der Kölner Journalist Frank J. Heinemann 1984 höhnisch die Wächter der Sprachkultur gefragt. Eine berechtigte Frage: Unter kommunikativem Aspekt ist *Gerda ihr Kleid* adäquater Sprachgebrauch — man höre sich in Deutschland nur mal um! Unter normativem Aspekt hingegen ist der Ausdruck falsch, und selbst inflationäre Verwendung kann ihn nicht richtiger machen. Im Grunde weiß niemand, warum er falsch ist — fest steht nur, daß *Gerda ihr Kleid* etwa von Wörterbuchmachern noch so oft deskriptiv gefunden werden kann, er wird dennoch so bald keinen präskriptiven Rang bekommen.

Und wenn uns schon die Sprachkultur Sorgen macht — in der DDR tut sie es noch viel mehr. Sprachkultur ist, summarisch gesagt, die *Entwicklung des Sprachbewußtseins einer Sprach- und/oder Kommunikationsgemeinschaft*. Bewußtsein wessen? *Der Verschiedenheit sprachlich-kommunikativen Verhaltens*, wobei diese Verschiedenheit funktional, kommunikativ oder gar sozial sein kann, d. h. im letzteren Fall, daß bestimmte Abweichungen von standardsprachlichen Ausdrucksformen mit einer mehr oder minder deutlichen sozialen Abwertung einhergehen. — Entwicklung wozu? *Zu Sprachverhalten, sprachlicher Fähigkeit, Sprachbeherrschung, Kultur, aber auch zu aktivem Eingreifen zum Nutzen des Standards, seiner Vervollkommnung und Entwicklung, zu Anleitung, zu Verbesserung im schriftlichen oder mündlichen Ausdruck in bezug auf Wortwahl, Wortform und Satzbau* und so weiter — an Definitionen ist wahrhaft kein Mangel, wobei diese Fülle nur die grundsätzliche Ratlosigkeit der Diskutanten bezeugt.

Erschwert wird die Situation durch den terminologischen Umstand, daß man in der DDR immer noch den — aus der Sowjetunion importierten — Begriff *Literatursprache* (statt *Schrift- oder Standardsprache*) verwendet, wodurch jede Diskussion automatisch etwas unangemessen Hohes erhält — wer mag sich schon gern sprachlich an der Literatur vergehen?

Und nun kommt — mit offiziellem Segen — der Jugendjargon als weitere *nichtstandardsprachliche Varietät* in die allgemeine Kommunikation. Und er kommt nicht etwa als Störfaktor, sondern eher als eine Art sprachlicher Erlösung. Endlich gibt es eine Standardabweichung, die nicht sozial bedingt ist, sondern *funktional-situativ* eingesetzt wird, Ausdruck einer bestimmten sprachlichen Souveränität, nämlich der *Neigung zum Wechseln auf Achsen . . . , deren einer Pol immer die Standardsprache und deren anderer Pol eine nichtstandardsprachliche Varietät ist.*

Na bitte — Jargonsprecher sind die besten Sprecher, Protagonisten einer bewußten Diglossie, erste Schwalben *einer Tendenz zur muttersprachlichen „Mehrsprachigkeit“ . . . , einer Neigung, entsprechend den Anforderungen der jeweiligen Kommunikationssituation bestimmte Varietäten einzusetzen.* Dagegen ist doch gar nichts zu sagen! Zu fragen ist jedoch, was unter diesen Umständen aus den planerisch-intentionalen Eingriffsmöglichkeiten wird, die im DDR-Verständnis von „Sprachkultur“ auch angelegt sind (die Antwort darauf abzuwarten, dürfte spannend werden).

Kaum leichtere Probleme knüpfen sich an die Kommunität der Jargonsprecher. Daß sie *jung* ist, steht außer Frage. Aber ist sie eine *Jugend*? Natürlich nicht — ein gesellschaftliches Kollektiv dieses Namens gibt es nicht (!), dekretiert streng die *grundlegende Gesellschaftswissenschaft des Histori-*

schen Materialismus. Wer eine *Jugend* erkennt, verwischt in unzulässiger Weise die Grenzen von Klassen (und Klassenkämpfen); das Wesen des Menschen ist *klassenmäßig*, folglich gibt es keine Jugend, sondern nur an Jahren junge Segmente von Klassen und Schichten: junge Arbeiter, Landjugendliche, junge Angehörige der Intelligenz etc.

In der referierten Strenge besteht der dogmatische Verzicht auf einen homogenen Jugendbegriff nur noch in der Sowjetunion und der DDR — in letzterer nicht mehr unumstritten. Wie Jürgen Beneke 1985 in der Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung ausführte, ist es so, daß *Jugend* gewissermaßen nachträglich über jugendspezifische Sprechweisen rekonstruierbar wird: Es gibt einen *Generationssoziolekt* als *jugendspezifische Sprachvarietät*; sie ist sprachlicher Reflex von *biologischen, sozialen und psychologischen Gemeinsamkeiten* einer bestimmten Menschengruppe. Welcher? Die interessante Antwort Benekes: *Auch die soziale Kategorie Jugend selbst ist ein in sich differenzierter Teilorganismus der Gesellschaft, der seine Einheit in ständiger Dialektik mit seiner Differenziertheit herstellt. Ein Mittel dazu ist die jugendspezifisch geprägte sprachlich-kommunikative Tätigkeit junger Menschen. So besteht eine soziale Funktion dieser Tätigkeit neben der Persönlichkeitsbildung . . . darin, die Identitätsfindung mit der Gruppe Gleichaltriger und Gleichgesinnter zu realisieren . . . So dient die Verwendung jugendspezifischer Sprachbesonderheiten sowohl der Identitätsfindung als auch der Abgrenzung.*

Weitere Positionen des Jugendjargons liegen in seiner naturnotwendigen Kontrastwirkung beschlossen. Daß zwischen ihm und der parteilichen „Weihesprache“ — jenem unerträglichen Gelaber aus Selbstlob (*ruhmreiche Avantgarde*), pseudo-scientistischem Wortgut (*modernste Normative*), falsch verwendeten Lehn- und Fremdworten (*Rekonstruktion* statt *Sanierung, Umbau*), sowjetisierten Partizipialkonstruktionen (*ausgehend von und fest geschart um*) und anderem Schwulst mehr — eine Extremdistanz herrschen muß, liegt auf der Hand. Aber in der DDR gibt es noch andere Bereiche, auf die der Befehlsstil der Amtssprache unangenehm abgefärbt hat — man denke nur an die Schilder in Restaurants: *Sie werden plaziert!*

Die in Ost-Berlin erscheinende *Weltbühne* hat dieses rüde-rotzige Raunzen mehrfach im Originalton dokumentiert, zuletzt am 11. Februar 1986, u. a. am Beispiel eines Reisebüros: *Bitte verweilen Sie bis zum Aufruf in der Mitte des Raumes, oder nehmen Sie dort Platz. Wenn alles besetzt ist, hätten Sie sich eben Klappstühle mitbringen müssen. Wollen Sie nun verreisen oder wollen Sie hier sitzen? Uns kann das doch egal sein. Bitte die Kolleginnen*

nicht anzusprechen. Auskünfte werden nur an der Auskunft erteilt. Die Auskunft ist gerade seit zwei Stunden mal weg, weil sie muß, das ist ihr gutes Recht, ein Reisebüro ist auch ein Mensch. Bitte um Ruhe. Bitte die Formulare bereithalten. Sie haben das falsch ausgefüllt. Bitte verweilen Sie in der Mitte.

Wer heutige DDR-Jugendliche in der zitierten Weise ansprache, liefe Gefahr, wie folgt kommentiert zu werden: *bei dem scheppert's; der läuft nicht ganz rund, der Junge; bei dem rasselt's im Koppe; der is ja pervers; der hat doch was an der Waffel* usw. Hier kann und muß der Jugendjargon eine wohltuende Sprengwirkung ausüben — schließlich ist er eine sprachliche Kavallerieattacke, die überall dort ihre aufrührerische Rolle spielt, wo sich sprachlicher Despotismus, Druck, Langleweiligkeit und Eintönigkeit breit machen (sagte 1980 der bulgarische Schriftsteller und Drehbuchautor Nikolaj Chajtov, einer der vehementesten Verteidiger des Jugendjargons in Osteuropa).

Alle diese Momente sind zweifellos wichtig — bedeutungsvoller noch erscheint indessen eine andere Eigenart des Jugendjargons, die sich erst bei näherer Beschäftigung mit ihm erschließt: Er ist eine Internationale sui generis. Der bulgarische Linguist Stojko Stojkov (1912—1969) hat 1946 seine Studie *Der Sofioter Schülerjargon* publiziert, ein in seiner Brillanz und Einfühlsamkeit selten erreichtes Werk. Das lexikalische Material seiner Studie hatte Stojkov an wenigen Sofioter Gymnasien gesammelt, trug aber keine Bedenken, es gewissermaßen als weltweit repräsentativ anzusehen: *Man kann sagen, daß sich Schüler- und Jugendjargons der einzelnen Völker nur hinsichtlich des konkreten Sprachmaterials unterscheiden, weil sie absolut identisch sind, was den allgemeinen Charakter des lexikalischen Fundus betrifft.*

Und was ist mit dem Jargon innerhalb eines Volkes, das gleichwohl durch Grenzen und Gesellschaftssysteme getrennt ist? Der Jugendjargon ignoriert zum größeren Teil diese Grenzen und systemaren Unterschiede, er wird zum sprachlichen Gesamtphänomen. Das gilt auch für die innerdeutsche Situation, und es gilt um so mehr, als in der DDR zwischen 1969 und 1980 ernsthaft versucht wurde, die *Gemeinsamkeit der Nationalsprache* aufzukündigen. Die Deutschen driften sprachlich immer weiter auseinander, bis auch im Bereich der Sprache eine unumkehrbare *Abgrenzung* eingetreten sein wird. Das war ein Jahrzehnt lang der Tenor der DDR-Argumentation, der vor allem von Teilen der westdeutschen Publizistik akzeptiert wurde — mit wollüstigem Erschauern malte man sich aus, wann wohl *deutsch-deutsche Simultandolmetscher* (*DIE ZEIT*, [1978] 40) benötigt würden.

Man wird sie niemals benötigen — erkannten die Fachleute. Was es an minimalen Sprachdifferenzen zwischen den Deutschen gibt, spielt sich allein im Bereich einer politisch-ideologischen Lexik ab, hat kaum Einflüsse auf das literarische Deutsch und gar keine auf Umgangssprache oder gar Grammatik der deutschen Sprache. Und diese Erkenntnisse wurden nicht nur im Westen gewonnen, sondern auch in den *Bruderländern* der DDR, wo beispielsweise die Polin I. May, der Russe A. Domašnev u. a. zu identischen Schlußfolgerungen kamen. Und vor allem dieser Umstand mag die DDR veranlaßt haben, wenigstens im Sprachlichen ihre Abgrenzungspolitik vollauf zurückzunehmen.

Jargonkenner haben die früheren Bemühungen der DDR stets mit einer gewissen Gelassenheit betrachtet, denn der Jugendjargon blieb zum größeren Teil „gesamtdeutsch“. Weil die DDR-Jugend ein so treuer Kunde westdeutscher Medien ist (*ZDF ARD = Zentrales Deutsches Fernsehen Außer Raum Dresden*) — würden viele als Grund anführen. Aber es reicht wohl nicht ganz hin; ein gesamtdeutsches jugendliches Lebensgefühl (in dem gewiß auch gesamtdeutsche Ängste eingelagert sind) hat das Seine beigesteuert.

Wie dem auch immer sei — Tatsache ist, daß weit über die Hälfte des DDR-Jugendjargons aus Ausdrücken besteht, wie sie absolut identisch auch in der Bundesrepublik im Umlauf sind:

abfahren: auf das Stück fahr' ich ab wie John Travolta

abschalten: da kannst du nur abschalten

alt aussehen: da hättest du aber alt ausgesehen

ätzend: der Professor, also, ein ätzend strenger Typ

anmachen: mach mich nicht an, Typ

antörnen: törnt mich nicht an

ausflippen: über der Platte könnt' ich ausflippen

Bock: keinen (Null) Bock haben, auf etwas satten Bock haben

chaotisch: und da kann man aus irgendwelchen chaotischen Gründen nicht hin

cool: bleib' ganz cool

echt: also, das hat mich echt frustriert

eh': Tach, eh'

Fan: hallo, fans, was hängt ihr hier rum?

Faß: da hab' ich ein Faß aufgemacht

fetzen, fetzig

Freak

Frust

geil: die wohnen echt verschärft, da können sich die Bullen geil dran hochziehen

heiß: heißer Tip

hohl: das ist total hohl

irre: Oma hat so irre alten Plunder

Kacke: auf die Kacke hau

kaputt: kaputter Typ

Kralle

Kumpel

Kunde

link: 1. linker Vogel, 2. der macht das mit links und vierzig Fieber

Mieze

Muffe: da ging mir die Muffe

Ofen

Rabatz

rauskloppen: irgendwelche politischen Parolen darfst du nicht rauskloppen

reinziehen: bei „Jugendradio DT 64“ kann man sich ohne Unterbrechung die Musik reinziehen

rumeiern

rund: 1. die Scheibe ist so was von rund, 2. der tickt nicht rund

satt: satter Sound

Scheiß(e): 1. Scheiß(e) bauen, 2. Scheißdiskussion, 3. die ganze Scheiße hier

Tante

total

Tussi

Terror: da haben wir Terror gemacht

Wahnsinn: „Unsere erste Begegnung war Wahnsinn/wir schwebten ganz oben/uns trennte nichts/nichts als die nackte Haut“

(DDR-Rocksong von 1986)

Zoff

Die Liste ist natürlich unvollständig, mag für einen ersten Eindruck jedoch hinreichen. Mit den angeführten Ausdrücken engstens verwandt sind solche, die gewissermaßen Ost-West-kompatibel wären: Ob Jugendliche nun von *abstauben* (Bundesrepublik) oder *abgreifen* (DDR) sprechen, ist ziemlich belanglos, solange der verwendete Ausdruck auf Anhieb verständlich ist. Ähnliche Ausdrücke sind u. a.:

action: der Film hatte irre action

(ober)affengeil

Anschiß: der macht'n dicken Anschiß (Enttäuschung)

anwachsen: das'n Kumpel, der wachst nicht an (verrät nicht)

beatet: die Sache beatet (ist sehr gut)

einwandfrei

Eumel (Kamerad)

Fratzenfalle

future: no future haben (in der Prüfung ahnungslos sein)

galaktisch (sehr gut)

Giftblatt (Zeugnis)

Ische (Mädchen)

Knaller (Dummkopf)
Kugel: auf der Kugel stehen (etwas souverän im Griff haben)
Mutti (Freundin)
Nickmann (Jasager, Angepaßter)
Ordnungsgong (Hieb, der einen Störer unauffällig zur Ruhe bringt)
Ost: wennde Ost siehst, wirste gefragt, warum (DDR-Fernsehen)
Pupel (Jasager, Angepaßter)
Regierung (Eltern)
Rundstrick (Krawatte)
Sahne: das ist für Leipzig die absolute Sahne (Höhepunkt)
sau-: saustarker Film, saucoler Typ, saugeiler Streifen
Schotter: Schotter bleibt auf der Straße
Schach: wenn uns einer aufn Keks geht, gibts heute noch Schach!
Supermutter
Torte (Freundin)
urig, urst (sehr gut)
Verlade (Verrat, Anschwärzen)
verschärft: wenn die Kunden da sind, geht's echt verschärft los
Veteran (jemand über 20)
West: ich sehe fast nur West (Fernsehen der Bundesrepublik)

Schließlich gibt es noch eine dritte Gruppe von Jargonausdrücken, die nicht einfach verständlich sind. Es handelt sich vielfach um Ausdrücke, die aus den Sondersprachen der Soldaten (*s*) und der politischen Gefangenen (*g*) in den Jugendjargon gekommen sind. Beispiele dafür wären u. a.:

abkübeln (*g*) (spurlos verschwinden)
alles paletti (alles in Ordnung)
Bärenfotze (*s*) (Pelzmütze in der Armee)
Bandmaßanschnitt (*s*) (wenn NVA-Soldaten nur noch 100 Tage bis zur Entlassung haben und erstmals einen Zentimeter von einem Bandmaß abschneiden)
blaue Kacheln (westdeutsche 100-DM-Scheine)
Bumsprämie (Teil des Jungverheiratetendarlehens, der nach der Geburt eines Kindes erlassen wird; früher auch *abkindern* genannt)
Bunde (*g*), *Bundi* (Bundesrepublik, Westdeutscher); seltener *Wessiland*
deli (sehr gut, abgeleitet von den „Delikat“-Läden)
drei Gramm (SED-Parteiabzeichen, angeblich von *BL-Leuten* (Funktionären der Bezirksleitung) in Umlauf gebracht; früher waren die Ausdrücke *Bonbon* oder *Märchenaugen* üblich)
einfahren (*g*) (verhaftet/verurteilt werden)

Ein-Strich-kein-Strich (*s, g*) (NVA-Tarnkleidung, deren abgelegte Exemplare in Haftanstalten verwendet werden)

EK (*s*) („Entlassungskandidat“, NVA-Soldat im 3. Diensthalbjahr)

Fahne (*s*) (Armee, Wehrdienst)

Grothwohl-Expreß (*g*) (Häftlingstransport per Bahn, weil er scheinbar ins *geradewohl* fährt, nach dem ersten DDR-Ministerpräsidenten benannt)

Kalte: der hat schon zweimal die Kalte gehabt (eine Art Verbannung für hartnäckige *Asis* (Asoziale), die nach Haftverbüßung Zwangswohnsitz in Dörfern des Oderbruchs nehmen müssen)

Konsumbrot: dumm wie'n Konsumbrot

Kopf-zurück-Bewegung (Erinnerung an Polizeiaktionen Ende der sechziger Jahre, als Jugendlichen gewaltsam die Haare geschoren wurden)

Linienschiff, rote Socke (übereifriger SED- oder FDJ-Aktivist)

Nuttendiesel (*s*) (Parfüm)

Rostquietsch (sowjetische Automarke „Moskwitsch“)

Sankt Walter (der unter Walter Ulbricht in Ost-Berlin erbaute Fernsehturm, dessen blecherne Kuppelverkleidung bei Sonneneinstrahlung ein Kreuz reflektiert)

Zoni (*g*) (jugendlicher Polithäftling, der sich nicht in die Bundesrepublik freikaufen lassen möchte)

Wohlgemerkt: So sprechen die Jugendlichen nicht nur und nicht immer. Es wäre auch schlimm, wenn es anders wäre — dann unterlägen die jungen Menschen einer sprachlichen (geistigen) Deformation, die der der *Linienschiffe*, die nur noch Parteichinesisch können, spiegelgleich wäre. Tatsächlich ist der Jugendjargon der genaue Gegenpol zu diesem *hohlen Gesülze*, und seine fließende Flexibilität macht ihn dazu.

Fließend ist schon seine Lexik, wie die Zeitschrift *Elternhaus und Schule* 1980 zu Recht konstatierte: *Und ein bewegliches Vokabular! Rasch werden Wortneubildungen oder Wörter in bisher nicht üblicher Bedeutung aufgenommen, rasch verschwindet ein Teil von ihnen wieder aus dem Sprachgebrauch. Gestern „fetzte“ es noch „ein“, heute ist vieles „echt urst“. Und morgen? Das ist noch nicht abzusehen. Pardon — abzusehen ist es schon. Mit ziemlicher Sicherheit wird auch der DDR-Jugendjargon auf die Computer-Sprache reagieren; westdeutsche Jugendliche praktizieren das schon — z. B. mit Ausdrücken wie *leerer Speicher* als Synonym für *dumm*.*

Die zweite Ebene der Flexibilität ist, daß allein der Sprecher entscheidet, wann Jargonverwendung der kommunikativen Situation angemessen erscheint. In einer Ideologieprüfung werden Jugendliche anders sprechen als im Umgang mit Lehrern oder ihresgleichen. Einen Eindruck von dieser spezifischen Diglossie vermittelt die (eingangs erwähnte) Komödie *Vor aller Augen*. Im Wohnzimmer der zu beobachtenden Arbeiterfamilie hängt ein Lenin-Bild, und mit dem hält Tochter *Elke* erboste Zwiesprache: *Der muß doch beknackt sein! Hirnrissig! Jawohl: Doktor Schlurff! Ich zieh extra das Blauhemd an, mache schon in der Pause mein positivstes Gesicht, sag noch den anderen: „Reißt euch zusammen, Jugendfreunde; Wissen ist Macht!“; gucke bei keinem ab, bin sogar als erste mit der Arbeit fertig — und dann: ne Fünf! In Stabü! Wo bleibt da die Gerechtigkeit? Brauchen Sie gar nicht zu grienen, Herr Lenin! Weil Sie ja dran schuld sind — von wegen „Staat und Revolution“! Klar, da sind vielleicht schon ganz andere ins Schleudern gekommen, aber wenns einem sechs Wochen vorm Abi passiert ... ist der Schnitt schon versaut und reicht nicht mehr für die Schauspiel-*

schule! Höchstens für Ökonomie noch ... — damit sie mal spitzkriegen, was Widersprüche sind! Aber dann: Myriam Wenzel, die jeden Subbotnik schwänzt und vier Monate mit dem Beitrag im Rückstand ist! Die taubste Nuß — politisch. Kommt mitm affigen Westfummel zur Schule — zwei Nummern zu eng natürlich und oben drei Knöpfe offen! Macht Schlurffi mit ihrem doofsten Lächeln an und kriegt ne glatte Eins! Jawohl: für „Staat und Revolution“! Aber hören Sie die mal in der Hofpause! Würde Ihnen vergehen, das Grienen.

Na, Herr Lenin — was läuft denn da, ausdrucks-mäßig und vor allem bewußtseinsmäßig? Dabei dürfte dieser herrliche Monolog den tatsächlichen Verhältnissen vorausseilen: Natürlich ist das authentischer Jargon (mit deutlich abgesetzten positiven Einsprengseln) — aber es ist schwer vorstellbar, daß DDR-Jugendliche tatsächlich so sprechen würden. Ihr Jargon hält genügend Möglichkeiten bereit, eigene Abneigungen noch kräftiger zu formulieren — das jedoch in einer Weise zu tun, die den Sprecher letztlich unangreifbar macht. Dazu mehr im folgenden.

IV. Weiten und Untiefen der kolloquialen Jargon-Welt

Die Jargon-Lexik, im vorhergehenden Abschnitt auszugsweise vorgestellt, vermittelt Aufschluß über Art und Möglichkeiten des Jargons insgesamt. Aber damit ist ja noch längst nicht alles gesagt — wie auch kein Wörterbuch einen erschöpfenden Eindruck von einer Sprache geben kann. Hinzu kommen muß gewissermaßen noch die Sprachlehre, wenigstens in ihren Hauptzügen.

Jargon, definierte Rolf Handke im *Eulenspiegel* 1979, als *Intimsprache Jugendlicher zur Ausschaltung unerwünschter erwachsener Zuhörer*. Aber das stimmt nicht, wenn damit ein konspirativer Charakter des Jargons gemeint sein sollte. Wohl ist er eine *Intimsprache*, was sich schon an gewissen Bezeichnungen und Unterscheidungen zeigt: Wer dazugehört ist *Kumpel*, *Kunde*, *Eumel*, *Fan*, im Plural *Leute*, *Piepels*. Wer hingegen draußen steht, ist im besten Falle *Typ* oder *Vogel*, möglich sind indessen auch böser Benennungen wie *Knattergreis*, *Mistpickel*, *Fratzenfalle*. Auf besondere Distanz geht der emanzipationsbedachte Jargon zu Älteren und Eltern, also zu *Oldies*, *Veteranen*, *Erzeugern*, *Alten*, *Chefs*, *Mumien*, *Regierung*. Warum? Weil das in den Augen Jugendlicher Leute sind, die einfach gar nichts *schnallen*.

Am besten hält man sich an die eigene *Truppe* der *Kunden* und *Fetzer*, wo manche Dinge *angesagt* sind, andere nicht. Politik ist zumeist nur *echt be-*

lastend, gefragt sind eher *starke Scheiben* oder *Livemusic* wie die beliebten *Bluesmessen* der Kirche, wo sich dann vorwiegend *Blueskunden* versammeln. Auch Fußball kann zu den *bärischen* Dingen des Lebens zählen, allerdings nicht so eindeutig. In Jena ließen sich Jugendliche Aufkleber *Scheiß-BFC* machen, und in Ost-Berlin sind die Fans von „Union“ berühmt und berüchtigt: Wenn deren Schlachtruf *Eisern Union!* ertönt, dann läuft manchem Vopo kalt den Rücken 'runter.

Männliche Jugendliche zieht es natürlich zum anderen Geschlecht, also zu *Tussis*, *Ischen*, *Bräuten*, *Käthen*, *Müttern*, *Supermüttern*, *Alten*, *Miezen* etc. Mit denen Umgang zu haben, ist in jedem Falle *galaktischer* als Ärger mit einem *ätzenden Boß*, in einem *Scheiß-Job Plan* *schinden* zu müssen. Wem es da nicht gelingt, *mit dem Arsch an die Wand zu kommen*, den packt der große *Frust*, der hat *Null Bock auf alles*, der *stinkt auf die ganze Scheiße (ab)*.

Auch als Student hat man nicht das süße Leben gepachtet: Zwar gibts *stip* und *Leistungsstip* (Stipendium), aber auf der anderen Seite auch *schweinish hohe Ansprüche*, ganz besonders in *ML* und *Wiko* (Marxismus-Leninismus und Wissenschaftlicher Kommunismus), dazu die ewigen *Kreuzchenklausuren* in *multiple Scheiß* (= multiple choice), die Dauerbelästigung durch den *E und A* (Direktor für Erziehung und Ausbildung) und

sonstigen *Keim*, den sich irgendwelche *Hirnis* ausdenken (auf den man dennoch 'n *Ooche* ausfahren muß, damit man's nur ja in die *Platte* oder *Eule* kriegt). *Oh, Keule — ich geh' kaputt, wer geht mit? Rassabombamamamia!*

Dabei hat, wer erst mal die Hörsaalbank drückt, eine andere Probe hinter sich: Zwischen Abitur und Studienbeginn haben die Götter die *Fahne* aufgepflanzt, den Wehrdienst bei der NVA. *Verkeimt nochmal!* Achtzehn Monate dauert das, und sie sind sprachlich schön differenziert — entsprechend der offiziellen Einteilung in *Diensthalbjahre*. Diese Zeit enthält mehr *Tage* wie *Schwein Borsten hat*, und man startet sie als *Rotarsch*, *Springsocke*, *Sprungschanzepilot*, *(Sau)Spruz*, *Springer*, *Hü*. Im zweiten Diensthalbjahr avanciert man zum *Zwischenschwein*, *Zwischenkotzkübel*, *Jungdachs*. Aber auch das geht vorüber, und das Ende der Dienstzeit kommt in Sicht, wenn man erst *Schneeweißler* ist. Soldaten im dritten Diensthalbjahr werden offiziell *Entlassungskandidaten* genannt, und mit der halboffiziellen Abkürzung *EK* werden einige Spielchen getrieben: Die gewissermaßen kindersprachliche Inversion davon ergäbe *Keks*, und just so werden die Entlassungskandidaten im NVA-Jargon auch genannt. Wer sich hingegen als *Dreiender* verpflichtet hat, d. h. als Zeitsoldat für mindestens drei Jahre, für den bedeutet *EK* *Ewigkasernierter*. Im vierten Diensthalbjahr ist er *Vize*, im fünften *Konter*, im sechsten *Kapo*. Daran schließt sich die Zeit der *Kaposäcke* oder *Zehnder* an, der Berufsunteroffiziere mit einer Mindestdienstzeit von zehn Jahren. Im 9. und 10. Diensthalbjahr ist man *Oberkapo*, im 11. und 12. *Standartenkapo*. Die Zeit danach ist weniger präzisiert, weil alles sozusagen verschwimmt — zur wenig sympathischen Masse der *Tagebeutel*, *Tagesranzen*, *Beutelratten*, *Beuteltiere*, *Sacktreter*, *Knüppelsäcke*.

Kein leichtes Leben. Was immer es angenehmer macht, gilt als *viehisch*, *super*, *urig*, *urst*, *fetzig*, *poppig*, *Welt*, *einfach alte Messe*, *geil*, *bockt*, *poppt*, *schockt*, *beatet* — also das Gegenteil von *Löffel* und *toter Hose*. Kommt's aber anders als geplant, wird man unerwartet gehindert, *unter Strom zu stehen*, dann ist das Erstaunen groß: *Ich denk, mein Panzer hat 'nen Knutschfleck (mich rammt ein Rotkehlchen, streift ein Bus, mein Goldfisch humpelt, mein Kühlschranks brennt, mein Opa geht zur Jugendweihe)*. Entweder: ich habe *was voll drauf* oder *mir klappt doch glatt der Unterkiefer ab*.

Nun ja — in diesem Stil könnte hier noch Seite um Seite fortgefahren werden, aber so umwerfend ist das alles gar nicht. Es beweist eben nur zum x-ten Mal, daß der DDR-Jargon so „normal“ wie jeder Jugend-Jargon ist: emotionsstark, expressiv,

wortschöpferisch, sprachwitzig. Darum geht es jedoch nicht nur.

Seit einem guten Jahr etwa gibt es in der DDR als neue Erscheinung die *Lieber-als-Bewegung*. Darunter ist eine besondere Form von Witzen zu verstehen, lakonische Statements mit politikverfremdender Spitze. Ein Beispiel — dem Vernehmen nach der Stammvater dieser Witze — prangt im Titel dieser Darstellung, und nach demselben Muster gestrickt sind: *Lieber Brust an Brust mit der Sekretärin als Schulter an Schulter mit dem Parteisekretär; lieber auf Schleichwegen in den Westen als auf lichtem Pfad zum Sozialismus; lieber zu Erich gestanden als bei Mielke gesessen; lieber AIDS als gar nichts aus dem Westen* und endlos so weiter. Wenn nicht alles täuscht, hat diese Welle sogar ihren Siegeszug durch Osteuropa angetreten; in bester DDR-Manier tönt's beispielsweise aus Ungarn: *Inkább egy Pershing a tanyámon mint egy russzki az anyámon*. — *Lieber eine Pershing auf meinem Hof als einen Russki auf meiner Mutter*.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Witze irgendwo im Umkreis des Jugendjargons geboren wurden, wo es nicht erst seit neuestem eine Lust gibt, offiziellen Sprachgebrauch witzig abzuändern. Als vor Jahren mal der Politsong *Sag mir wo du stehst* mächtig gefördert wurde, da tauchte sofort eine Forsetzungszeile auf: *dann sitzt du auch gleich*. In diesen Trend passen die *Lieber-als-Witze* hervorragend — wenn die Jugendlichen sie nicht gleich selber ausgeheckt haben, dann haben sie sie doch hervorragend adaptiert, neuerdings sogar als eine Art gereimte Grafitti. Neuestes Beispiel, an thüringischen Berufsschulen sehr populär:

*Lieber Schimmel am P. . . .
als mit AIDS in den Himmel!*

Damit ist abschließend eine besondere Seite des DDR-Jargons angesprochen, der immer mehr zu einer heiter-gelassenen Gegenwehr gegenüber parteilich-politischen Schulungsbemühungen zu werden scheint. Als sprachliches Phänomen per se ein Politikum, nimmt er ganz nebenbei nun noch offizielle Aussagen dergestalt aufs Korn, daß er ihnen sozusagen das Wort im Munde herumdreht — und das alles in einer Weise tut, die den Sprecher unangreifbar macht. Der Beobachter hat mitunter den Eindruck, als diene ein Großteil propagandistischer Bemühungen nur noch als Turngerät dafür, daß der Jargon seinen Witz an ihnen wetze.

Auch dafür ein Beispiel: Eiserner Bestandteil der „Geschichte der Arbeiterbewegung“ ist jener geheimnisumwitterte Mordfall, der 1920 in Massachusetts die Gemüter erregte und für den Nicola Sacco und Bartolomeo Vanzetti vor Gericht gestellt und 1927 hingerichtet wurden. Der Ver-

dacht, daß der Sacco-Vanzetti-Fall mit einem Justizmord endete, ist nie verstummt und u. a. auch von Upton Sinclair in seinem Roman *Boston* erhoben worden. — Und dann wird vor kurzem mitten in Ost-Berlin, an der Rückfront des „Palasts der Republik“, ein neues Marx-Engels-Denkmal enthüllt — ein bemerkenswert klobiges Etwas, auf dem die beiden „Kirchenväter“ erschreckend debil aussehen. In Ost-Berlin bekam dieses Machwerk augenblicklich den Spitznamen *Sakko und Jacketti* . . .

Diese Eigenart des DDR-Jargons ist gar nicht hoch genug einzuschätzen. In praktisch allen Ländern Osteuropas gibt es eine gut ausgebaute, mutige und offene Jugendforschung, die uns mit empirischen Daten über Leben und Lebensgefühl junger Menschen reichlich versorgt. Die DDR hat da kaum Vergleichbares aufzuweisen — das Leipziger *Zentralinstitut für Jugendforschung (ZIJ, 1966)* mutet eher wie eine Filiale der *Firma Horch, Guck & Greif* (Staatssicherheitsdienst) an, so wenig dringt von seiner Arbeit nach außen. Und so ist es mit allem — wer Unbeschönigtes über die DDR-Jugend erfahren möchte, muß Polnisch oder Bulgarisch lernen, weil in den dortigen jugendsoziologischen Fachzeitschriften die DDR-Wissenschaftler eine Art Gastrecht haben.

Wem das zu mühsam ist, der kann einen anderen Weg wählen. Eingangs dieser Ausführungen wurde gesagt, daß ein Jugendjargon der sprachliche Reflex jugendlichen Lebensgefühls ist. Hier soll die Frage einmal andersherum gestellt werden: Inwieweit lassen sich Teile des Lebensgefühls der DDR-Jugend aus ihrem Jargon rekonstruieren? Bei diesem Ansatz fällt sofort ins Auge, daß der Jugendjargon im Dauerkrieg mit dem Parteichinesisch liegt und dabei in letzter Zeit die Taktik gewechselt hat. Daß verärgerte Jugendliche einer endlosen Funktionärssuade mit dem Einwurf *Opa, nu komm ma raus aus de Knete*, ein Ende setzen (wie es vor Jahren dem Stalinallee-Erbauer Hermann Henselmann geschah), kann immer noch passieren. Häufiger aber kommt es vor, daß typische Parteibegriffe in einen Kontext gestellt werden, der sie restlos entlarvt. Wenn z. B. ein Jugendlicher klagt, *Ostmark ist in den Bruderländern nichts wert*, dann kann man ahnen, wie er die „sozialistische Staatengemeinschaft“ ansieht.

Kurz und grob: Die SED hat die DDR zum *langweiligsten Land der Welt* (Volker Braun) gemacht, und über ihren Jargon stellt die Jugend die entsprechenden Gretchenfragen an das System. Die drängendste gilt den verweigerten Reisemöglichkeiten — wo alle anderen Osteuropäer immer größere Möglichkeiten wahrnehmen können, sehen sich DDR-Bürger, junge zumal, auf dem Handteller-Territorium im *kleinen grünen Land*,

engen Stacheldrahtland (Uwe Kolbe) förmlich eingesperrt. Und die Reaktion? *Mann, ist das vielleicht 'n blödes Gefühl, wenn man an der Mauer steht, die Siegessäule sieht, die Freunde zwei Kilometer weit weg wohnen, und da kann man aus irgendwelchen chaotischen Gründen nicht hin* (wie es einer, stellvertretend für ungezählte, in einem Brief an den RIAS formulierte). Dabei möchte man *nur mal rüber, wegen dem Vergleich* — und dann zurückkommen . . .

Hier kommt der SED noch das Gottesgeschenk der westdeutschen Arbeitslosigkeit zugute, da diese das Bild des Westens wenigstens partiell einzutrüben vermag. Aber ist damit soviel gewonnen? Primär besteht bei den Jugendlichen der Eindruck, in ein ineffizient-starres Wirtschafts- und Produktionssystem eingespannt zu sein, dessen grundlegende Mängel mit martialischem Vokabular übertüncht werden. Wie so etwas wirkt, hat ein fiktiver Schülerbrief, 1981 im *Eulenspiegel* publiziert, verdeutlicht: *Kannst Dir sicher vorstellen, liebe Oma, was auf dem Bau los war. Jeder kämpfte gegen jeden, und die Zeit gegen alle. Hinterher hat die Leitung dann eine neue Kampfaufgabe gestellt. In der Praxis heißt das: Nacharbeit außerhalb des offiziellen Programms. In Kennerkreisen auch Sonderschichten genannt.*

In der *Neuen Deutschen Literatur*, dem Organ des DDR-Schriftstellerverbands, kam im Juli 1985 ein verwirrter Arbeiter zu Wort: *Also in der Paten-Klasse, ne zehnte, da war'n Jugendlicher, der hat mich derb erschüttert: der ritt nu uff dem Wort kämpfen rum. Der fand, wenn ich jetzt in einem Diskussionsbeitrag davon spreche, daß das irgendwie blöd ist, irgendwie übertrieben.*

Die parteitypische Kriegsmetaphorik (*kämpfen, Kampfaufgabe* etc.) geht den Jugendlichen nur noch auf die Nerven — wie es die Rockgruppe *Pankow* (die ironischerweise in der NVA besonders populär ist) in einem Song anklingen läßt:

*Da spricht wieder einer vom Kampfauftrag und verliert so'n langen Bericht . . .
Mensch sing hier nicht ab aus'm Stabübuch hast du nichts eigenes drauf?*

Andere SED-Lieblingswörter werden der Propaganda vom Jugendjargon schlicht im Munde herumgedreht. Wenn Schüler oder Studenten voneinander abschreiben, nennen sie das *sozialistische Hilfe*, ereignislose Abläufe heißen (*gepflegt*) *sozialistischer Gang* (*das geht seinen . . .*) etc. Wie inflationär nutzt nicht die Partei das Wort „Feind“, samt Ableitungen wie Volks-, Staats-, Republikfeind, *feindwärts* (= westlich) u. ä. m. Und was machte der Jugendjargon daraus? Ein Kompliment! So singt etwa die Rockgruppe *Wir*:

Fahr ich drauf ab, und ich steh auf die Klänge wie ein Feind

geh ich kaputt, wenn jemand darüber greint . . .

Hier ist der Nummer-Eins-Song

Es ist ganz einfach so, daß der Jargon aus der euphemistischen Parteisprache die Luft herausläßt und dadurch die wachsende Diskrepanz zwischen tönendem Anspruch und unzulänglicher Realität sichtbar macht. Hilfreiche Verräter sind in dieser Beziehung beispielsweise inoffizielle Mikrotoponyme, wie sie in Ost-Berlin gebraucht werden. Was offiziell (*antifaschistischer*) *Schutzwall* genannt wird (und im August 1986 als solcher gefeiert wurde), heißt bei den Menschen natürlich (*Berliner*) *Mauer* (wie sie auch von *Zwangsumtausch* und ähnlichem sprechen). Etwa so alt wie die Mauer ist auch *U-Wu-Bu* (*Ulbrichts Wucherbude* = Exquisit-Laden). Unter Honecker wurde der „Palast der Republik“ gebaut, der im Jargon u. a. firmiert als *Ballast der Republik*, *Palazzo Prozzi*, *Erichs Lampenladen*, *Erichs Datscha*. Nahebei liegt der S-Bahnhof „Friedrichstraße“, auf dem allabendlich die Inhaber von Tagesvisen zurückreisen; wie solches von den Menschen empfunden wird, verdeutlichen Namen wie *Tränenpavillon*, *Palast der Tränen*.

Daß der unter Ulbricht erbaute Fernsehturm *Sankt Walter* heißt, wurde schon erwähnt; ebenfalls auf das von ihm bei Sonne reflektierte Kreuz geht der Name *Rache des Papstes* zurück. Gebräuchlich sind weiterhin Ausdrücke wie *Tele-spargel*, *Walters Protzkeule* u. a. Schließlich ist das Regierungsviertel in Pankow allgemein als *Volvo-grad* verschrien; wegen der Vorliebe der Spitzenfunktionäre für die schwedische Automarke.

Der DDR-Normalbürger kann höchstens auf eine *Asphaltblase* oder *Plasteschüssel* hoffen — kurz: auf einen *Trabbi*, wie die heimische Automarke „Trabant“ gemeinhin genannt wird. Wie schwer man an sie gelangt, wird aus dem ironischen Dialektsong *Elsa von Trabant* des Rostocker Duos *De Plattfööt* deutlich:

Uns Elsing hätt 'n Trabbi krägen —

Mann, gohn tein Johr fix vorbieh!

. . . So'n Trabbi givt wat her:

Mähd in De-De-Ehr!

Das ist DDR-Alltag — und der Jargon gibt eine Vorstellung davon: Wenn es in den Geschäften etwas Besonderes gibt, firmiert sich davor das *sozialistische Wartekollektiv*, also die Schlange. Ein billiger Ersatzkaffee heißt *Erichs Krönung*, und die Qualität eines Restaurantkaffees ist aus der Benennung *Perlon-Kaffee* abzulesen. Alle Naselang sind Einsätze zu leisten, *freimüssig* natürlich. Die Aufrufe dazu erfolgen im *Kaderwelsch* (was an Karl Kraus' Neologismus *Moskauder-*

welsch erinnert). Wahltage sind *Falttage* — weil schon beargwöhnt wird, wer seinen „Wahl“-Zettel nicht vor aller Augen faltet und offen in die Urne wirft. In den Geschäften liegt *Vau-E-Kiki* (von volkseigen) aus, bessere Sachen werden als *Bück-ware* unter dem Thresen verhökert usw.

Und ein letzter Bereich, der überhaupt nur durch den Jugendjargon in Ansätzen in den Griff zu kriegen ist: Wie halten's die DDR-Jugendlichen mit der Sowjetunion, mit Sowjetischem überhaupt? Es ist ja schon erstaunlich, welche geringe sprachliche Spuren die über vierzigjährige Zwangsnähe zum „Lande Lenins“ hinterlassen hat — sieht man mal vom *Kaderwelsch* ab (das meist nur aus schlecht übersetztem *Prawda*-Russisch besteht), dann findet man wenig mehr als das Wort *Datsche* (vom russischen *dača* — Landhaus).

Russisch ist in der DDR nach wie vor zumeist sprachliche terra incognita. Dazu ein schönes Beispiel aus neuester Zeit: Im August 1986 veröffentlichte das NVA-Magazin *Armeerundschau* die Abbildungen sowjetischer Kriegsorden, wie sie für die „Einnahme“ bzw. „Befreiung“ gewisser Städte verliehen worden waren. Welche Städte das waren, hat das Blatt gleich in zwei Fällen falsch angegeben — weil offenkundig niemand in Redaktion und Herstellung fähig war, die kyrillischen Aufschriften der Auszeichnungen zu lesen. Rund sieben Millionen DDR-Bürger sollen Russischkenntnisse haben, wird offiziell behauptet. *Na, Hilfe!* Schon ein Zehntel davon dürfte sehr hoch gegriffen sein. Allen gut ausgebildeten *Sprachmittlern* (eine Art Kombination aus Dolmetscher und Übersetzer) zum Trotz steht der DDR-Russischunterricht auf einem so erbarmungswürdigen Niveau, daß der DDR-Jugendliche, der sich nach acht- bis zehnjährigem Russischunterricht in Moskau und Leningrad immer noch mit Händen und Füßen verständigt, mehr die Regel denn die Ausnahme ist.

Da gibt es tiefere psychische Barrieren, die einer breiteren Rezeption von Russischem/Sowjetischem entgegenstehen. Das beginnt bereits bei der offiziellen Weihehaltung — Russisch ist nicht einfach eine Sprache, sondern die *Sprache der Freunde*. Und so will man die Sprache schmackhaft machen? Dabei ist der Ausdruck *Freunde* im Jargon gar nicht ungewöhnlich — allerdings in ironisch-gedehnter Akzentuierung. Häufiger indessen wird von *Russen* gesprochen, ihr Land heißt bündig *SU*.

Es fällt doch auf, daß die wenigen Jargon-Anleihen aus dem Russischen durchweg Minderwertiges bezeichnen: DDR-Geld heißt *Kosakendollar*, tiefe Provinz firmiert als *Taiga* (*die Band trampt*

gern durch die Taiga, weil'se da noch 'n irren Draht zuppen kann), eine Kolchose ist einmal ein Sammelbegriff für schlampige Wirtschaft, zum anderen der Name für eine unsympathische Menschenansammlung, die sowjetische Automarke Moskwitsch wird phonetisch zum Rostquietsch umgerüstet.

Wie kommt der DDR-Normalbürger denn mit Sowjetischem in Berührung? Bestimmt nicht über die *Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft (DSF)*. Die Mitgliedschaft in ihr ist eine elementare Karrierevoraussetzung, und so wird sie allgemein dann auch aufgefaßt: Beitrag zahlen und vergessen. Wie es Kurt Demmlers Chanson *Dieses Lied sing' ich den Frauen* ahnen läßt:

*Wurde Mitglied DFD,
DSF, na und so weiter,
wurde doch Abteilungsleiter.
Wurde mit dem Kollektiv
sozialistische Brigade
manchmal lag sie ja auch schief,
doch auch dafür stand sie gerade.*

Dafür hat der DDR-Bürger ausreichend Gelegenheit, Sowjets auf den eigenen Straßen zu beobach-

ten — schließlich gibt es 425 000 Sowjetbesitzer in der DDR, wo sie in der *Gruppe Sowjetischer Streitkräfte in Deutschland (!)*, die doppelt so stark wie die NVA ist, zusammengefaßt sind. Aus dem Jugendjargon ist zu entnehmen, welche Meinung über diese Kameraden vom Regiment nebenan besteht. Einfache Sowjetsoldaten tragen auf ihren Achselklappen die Buchstaben CA — kyrillisches SA und die Abkürzung von *S(ovjetskaja) A(rmija)* (Sowjetarmee). Wegen dieser Buchstaben wurden die Sowjets früher *die Cloppenburger* genannt — in Anspielung auf die westdeutsche Firma C & A Cloppenburg. In den siebziger Jahren wurde daraus *Circus Aljoscha*, später, nach dem Überfall auf Afghanistan, jedoch *Camping Afghanistan*.

Der große, wiewohl unvermeidliche Fehler der SED ist, daß sie den Jugendlichen alles Sowjetische als großartig, beispielhaft, nachahmenswert präsentiert. Damit erreicht sie das genaue Gegenteil — oder wie es ein DDR-Jugendlicher gegenüber dem Verfasser im Sommer 1985, anlässlich der Moskauer *Weltfestspiele der Jugend und Studenten*, einmal ausdrückte: *Wenn man die hier sieht, wird man richtig stolz, wie gut es einem in der DDR geht!*

V. Schlußbemerkung

Warum klingt von Jahr zu Jahr hohler, unglaubwürdiger, was in der Bundesrepublik anlässlich gewisser Gedenktage — 17. Juni, 13. August — von hoher Warte geäußert wird? Weil es immer stärker auf ein Wiederholen fertiger Formeln hinausläuft, weil hinter den gesamtdeutschen Beshwörungen immer weniger Seele zu spüren ist. Es hat mitunter den unangenehmen Anschein, als glaubten die Redner nur noch bedingt an das, was sie sagten — als seien ihre Worte eine Art Autosuggestion, wie das Pfeifen von Kindern im dunklen Wald. Zugegeben: Wer nur politische Ordnungen, wirtschaftliche Entwicklungen, militärische Bündnisse im Auge hat, dem muß es immer schwerer fallen, haltbare Bindungen zwischen den Deutschen hüben und drüben zu erkennen.

Gelassener kann allein der reagieren, der auf das wirkliche einigende Band der Deutschen blickt: auf ihre Sprache! Die Deutschen waren nie eine Nation, die sich im inneren Kohäsionsgrad mit Franzosen oder Briten messen konnte; erst sehr spät wurden sie von Bismarck in einen „kleindeutschen“ Staat getrieben. Aber immer waren sie eine Kultur- und Sprachgemeinschaft — seit sich im zweisprachigen Merowingerreich die Bezeichnung „diotisk“ als Sammelname für die Stämme der einen, „deutschen“ Zunge einbürgerte. Und

alle nachfolgende Kleinstaaterei hat nicht verhindert, daß diese Basis immer tragfähiger wurde — durch den Buchdruck, durch Luthers Begründung der neuhochdeutschen Schriftsprache und anderes mehr.

Sie besteht bis auf den heutigen Tag und kann sich in Zukunft eigentlich nur festigen — laßt die neuen Medien nur machen! Wenn die DDR-Bevölkerung schon heute treuer Kunde bundesdeutscher Rundfunk- und Fernsehanstalten ist, dann kann sie es in Zukunft noch mehr sein.

Sie wird es sein, weil sie es sein will! Die unbestreitbare Tatsache, daß sich Deutsche aus Ost und West einander problemlos verstehen und verständigen, ist *mehr* vom Mann auf DDR-Straßen als von uns geschaffen worden! Er lehnte eine aufgezwungene Sprache ab, weil er sich mit der hinter ihr stehenden aufgezwungenen Realität nicht abfinden wollte. So einfach ist das!

Alles, was wir über Sprache und Sprechen in der DDR wissen, bestätigt uns diese Zusammenhänge. Selbst die neuerliche Regionalisierung in der DDR, die ein machtvolles Aufblühen regionaler Dialekte nach sich zieht, weist in dieselbe Richtung: Sie vertieft nicht etwa eine innerdeutsche Sprachspaltung, sondern ist eine Gegenwehr

gegen den aufgesetzten *Die-DDR-dein-Vaterland-Patriotismus*. Glaubwürdig waren diese propagandistischen Bemühungen ja nie — mancher westdeutsche Skeptiker hätte einmal die Erheiterung polnischer, tschechischer oder ungarischer Kollegen erleben sollen, wenn sich bei irgendeinem osteuropäischen Kongreß jemand aus der DDR so vorstellte: *Ich bin XY und komme aus Berlin-Hauptstadt-der-DDR* (im übrigen erfolgten solche Vorstellungen nur selten).

Wir sollten endlich einmal aufmerksamer hinhören, was sich sprachlich in der DDR tut! Und sei es nur, um daraus Gelassenheit im Trommelfeuer der Propaganda zu schöpfen. Dann würde auch Schluß sein mit dem irreführenden Gerede von *Deutsch mit gespaltener Zunge*, nur weil im Duden-Ost Wörter wie *Babystrich*, *Lesben*, *Punks*, im Duden-West aber *Solibasar* und *Feierabendheim* fehlen. Und wenn wir erst aufhören, uns sprachlich in die eigene Tasche zu lügen, dann könnten wir möglicherweise politische Perspektiven der allerschönsten Art entdecken.

Aber, was soll's? Mitte der siebziger Jahre, auf dem Höhepunkt der sprachlichen Abgrenzungskampagne der DDR, wurde in Bonn von der damaligen sozialdemokratischen Regierung ein kleines Institut für deutsch-deutsche Sprachbeobachtung geschlossen. Gegenwärtig, wo diese Abgrenzung offiziell zurückgenommen wurde und an ihre Stelle hochinteressante Sprachentwicklungen getreten sind, wird dieses Institut von den Christdemokraten nicht wieder eröffnet. Das ist nicht nur ein Verstoß gegen unser Grundgesetz, besonders seine Präambel — es ist auch eine Schande! Lieber werfen wir unser Geld für Unsinnigkeiten wie „Bundesleistungszentren“ hinaus, damit auch ja der sportliche Existenzkampf gegen die Anabolikamonster aus Leipzig und Moskau gewonnen wird (wird er nicht einmal!).

Die Deutschen sitzen an der Tafel einer Kultur, sagte Karl Kraus, *in deren Hause Prahlhans Küchenmeister ist*. Das ist leider *arschklar — durchblicksmäßig!*

Auswahlbibliographie

Beneke, Jürgen: Zur sozialen Differenziertheit der Sprache am Beispiel jugendtypischer Sprechweise, in: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung (ZPSK), (1985) 3.

Ders.: Die jugendspezifische Sprechweise — eine umstrittene Erscheinung unserer Gegenwartssprache, in: Sprachpflege, (1985) 8.

Bohm, Gunhild: Bewegungen in Literatur und Literaturpolitik der DDR, in: Neue Deutsche Hefte, (1986) 1.

Constantin, Theodor: Plaste und Elaste — Ein deutsch-deutsches Wörterbuch, Berlin 1982.

Domašnev, A. I.: Sovremennij nemeckij jazyk v ego nacional'nych variantach (russ.: Die deutsche Gegenwartssprache in ihren nationalen Varianten), Leningrad 1983.

Eckart, Gabriele: So sehe ick die Sache — Protokolle aus der DDR, Köln 1984.

Enzyklopädie: Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache I, Leipzig 1983.

Fleischer, Wolfgang (Hrsg.): Sprachnormen, Stil und Sprachkultur, Linguistische Studien — Reihe A, Arbeitsberichte 51, Oberlungwitz 1979.

Ders.: Zur lexikalischen Charakteristik der deutschen Sprache in der DDR, in: ZPSK, (1984) 4.

Haase, Norbert, et al. (Hrsg.): VEB Nachwuchs — Jugend in der DDR, Reinbek bei Hamburg 1983.

Häuser, Otto: Ottokar Domma, Berlin (Ost) 1983⁵. (Die Domma-Feuilletons sind jahrelang anonym erschienen, auch in Buchform, und der Verfasser, ein Redakteur beim *Neuen Deutschland*, machte sich einen Spaß daraus, anonym zu bleiben. Erst die wachsende Popularität, öffentliche Lesungen, Schallplatten usw. zwangen ihn, sein Inkognito zu lüften, W. O.)

Helwig, Gisela: Jugend und Familie in der DDR — Leitbild und Alltag im Widerspruch, Köln 1984.

Ising, Erika (Hrsg.): Sprachkultur — warum, wozu? Aufgaben der Sprachkultur in der DDR, Leipzig 1977.

Kinne, Michael/Strube-Edelmann, Birgit: Kleines Wörterbuch des DDR-Wortschatzes, Düsseldorf 1980.

Leitner, Olaf: Rockszenen DDR, Reinbek bei Hamburg 1983.

Oschlies, Wolf: Lenins Enkeln aufs Maul geschaut — Jugendjargon in Osteuropa, Köln—Wien 1981.

Ders.: „Ich glaub', mich rammt ein Rotkehlchen“ — Jugendjargon und Soziolinguistik in der DDR, in: Muttersprache, (1981) 3—4.

Ders.: „Mumpenkönig in #^C“ — Bemerkungen zur Sprache der politischen Gefangenen in Cottbus, in: Muttersprache, (1984) 1—2.

Ders.: „DDRSch“ als Muttersprache?, in: CIVIS, 3 (1985) 3.

Ders.: No future für „DDRSch“!, in: CIVIS, 4 (1986) 1.

Rozen, E. V.: Podrostkovo-molodežnyj slovesnyj repertuar — Na materiale sovremennogo nemeckogo jazyka (russ.: Das sprachliche Repertoire Jugendlicher und Heranwachsender — Am Material der deutschen Gegenwartssprache), in: Inostrannye jazyki v škole, (1975) 2.

Schlosser, Horst Dieter: Nationale Identität in der deutschen Sprache, in: Landeszentrale für politische Bildung Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Die Frage nach der deutschen Identität, Düsseldorf 1985, S. 67—75.

Sprachliche Kommunikation in der sozialistischen Gesellschaft, Sammelband, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule „Ernst Schneller“ Zwickau, (1985) 1.

Techtmeier, Bärbel: Aktuelle Tendenzen in der Soziolinguistik der DDR, in: Jahrbuch für Soziologie und Sozialpolitik, Berlin (Ost) 1982, S. 252—260.

Dies. u. a.: Thesen zur Sprachkultur, in: Zeitschrift für Germanistik, (1984) 4.

Wilhelmi, Bernd (Hrsg.): Umgangssprachen und Dialekte in der DDR, Wissenschaftliche Beiträge der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Jena 1986.

Winkler, Karl: Made in GDR — Jugendszenen aus Ost-Berlin, Berlin 1983.

Wolf Oschlies: „Lieber rückwärts aus dem Intershop als vorwärts zum nächsten Parteitag“. Bemerkungen zum DDR-Jugendjargon

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40—41/86, S. 40—55

Die vorliegende Darstellung befaßt sich mit einem bislang kaum gewürdigten Bereich — den gruppenspezifischen Sprachkonventionen der DDR-Jugend, ihrem *Jargon*. Unter „Jargon“ wird in diesem Zusammenhang mehr als nur ein sondersprachliches Phänomen verstanden; er wird vielmehr als *Generationssoziolekt* behandelt, der das Lebensgefühl der jungen Menschen „drüben“ artikuliert.

Politik und Sprachwissenschaft der DDR haben drei Jahrzehnte lang rundheraus bestritten, daß es eine solche Erscheinung in der DDR geben könne — eine Ignoranz, die in der Konsequenz politischer Strategien (*Abgrenzung*) unvermeidlich war. Gleichwohl lebte auch in jenen Jahren ein DDR-spezifischer Jugendjargon. Eingangs der siebziger Jahre wurde er literarisch „rehabilitiert“ — durch Werke, die Jugendprobleme in der Sprache der Jugend aufgriffen, beginnend mit Ulrich Plenzdorfs *Die neuen Leiden des jungen W.*

In der Folgezeit dokumentierten DDR-Blätter und soziolinguistische Arbeiten aus Osteuropa Art und Umfang des DDR-Jugendjargons. Das zwang gleich mehrere sozialwissenschaftliche Disziplinen in der DDR zum Umdenken: Sprachsoziologen mußten die integrierende und emanzipierende Kraft dieser Sondersprache anerkennen, Sprachwissenschaftler revidierten ihre *sprachkulturellen* Schemata, Soziologen tasteten sich über jugendtypische Sprachkonventionen zu einem — ideologisch immer noch verpönten — homogenen Jugendbegriff vor.

Im weiteren präsentiert die Darstellung drei exemplarische Wortlisten, von denen die ersten beiden die mehr oder minder „gesamtdeutsche“ Natur dieses Jargons dokumentieren, die dritte aber solche Ausdrücke aufführt, die unter dem Einfluß der Sondersprachen von NVA-Soldaten und politischen Gefangenen DDR-Eigengewächse sind.

Abschließend wird geprüft, inwieweit sich aus der Sprache der Jugend ihr Lebensgefühl und ihre Weltsicht rekonstruieren lassen: Was wünschen und kritisieren DDR-Jugendliche, was denken sie über den DDR-Alltag, wie stehen sie zu Tabuthemen wie Partei und sowjetische Besatzungstruppen? (Teil)Antworten auf diese und weitere Fragen gibt ihr Jargon — auf den in der Bundesrepublik leider viel zu wenig gehört wird. Dieses sträfliche Weghören leisten wir uns gegenüber allen sprachlichen Phänomenen in der DDR — nachweislich zu unserem eigenen politischen Schaden!

Bernd Guggenberger: „Liebt, was Euch kaputtmacht!“ Intimität und Identität — „postmoderne“ Tendenzen in der Jugendkultur

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40-41/86, S. 3—20

Die öffentliche Entblößungsbereitschaft wie die Kommunikationsbereitschaft über Höchstpersönliches sind für den sozialwissenschaftlichen Zeitbeobachter ein ebenso aufregendes wie ergiebiges Feld, weil er es hierbei mit einem Schlüsselproblem der Soziologie und Sozialpsychologie zu tun hat: der Frage nach der uns bekömmlichen Nähe bzw. Distanz zu den anderen.

Intimität läßt sich nicht auf die Bühne der Öffentlichkeit verpflanzen, ohne daß beide Schaden nehmen: Intimität *und* Öffentlichkeit. Allen nah ist niemand nah. „Toleranz“ bringt sich als amorphes „anything goes“ selbst um ihren aufklärerischen, emanzipatorischen Sinn, schlimmer noch: Sie verweigert sozialen Sinn und soziale Zurechenbarkeit überhaupt.

Eine willkürliche Vielzahl sozialer Nähebeziehungen geht zwangsläufig auf Kosten der Intensität und Gültigkeit der je einzelnen. Es ist gerade das Gefühl für die sozialen Distanzen, welches uns das intensive Erlebnis von Nähe erst ermöglicht.

Vielleicht einer der tiefgreifendsten und folgenreichsten Wandlungsprozesse ist jener, in welchem das lebensprägende Großereignis Liebe durch flexiblere und/oder flüchtigere Intimprogramme ersetzt wird. Wo einst Liebe (gefragt) war, behilft man sich heute mit Zweckbündnissen und Zufallsarrangements. Kann es uns kalt lassen, wenn die Liebe erkaltet? Schwinden mit der Liebe nicht auch Tradierungswillen und Zukunftsbereitschaft der Gesellschaft im ganzen?

Schon die 68er-Bewegung versuchte sich mit aller Konsequenz an der Liquidation des Privatlebens und der Kollektivierung und Politisierung der Intimität. Erst im politischen und moralischen, im ethischen und ästhetischen Relativismus unserer Tage, erst im Kult gestylter Standpunktlosigkeit und in den inflationierenden Bekenntnissen einer demonstrativen Unvernunft wird sichtbar, daß sich im psychologischen Horizont der so entschiedenen und engagierten sechziger Jahre ein Potential des Trivialen und massenhaft Beliebigen aufgebaut hat, welches selbst noch die ideologischen Eindeutigkeiten und moralischen Distinktionen von gestern zu Inkubationserscheinungen der „neuen Gleichgültigkeit“ zurückstuft.

„Postmodern“ — das ist vor allem die Revolte wider die Rezeptphilosophien der sechziger und siebziger Jahre nach dem Motto: lieber ratlos aber frei als aufgeklärt und mit unglücklichem Bewußtsein.

Christian de Nuys-Henkelmann: Im Sternzeichen des Minirocks. Reminiszenzen an die Kultur der sechziger Jahre

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40-41/86, S. 21—39

1968—1986. Das Spiel mit den Jahreszahlen verdeutlicht schlagend, was derzeit unüberhörbar und unübersehbar ist: eine sich zuerst in den Funk- und Modehäusern bemerkbar machende, weltweit heftig anrollende Sechziger-Jahre-Nostalgiewelle. Wenn man sich heute in Zeitschriften und auf Symposien mit den Aufbruchs- und Umbruchssymptomen der sechziger Jahre befaßt, geschieht dies jedoch vornehmlich, um in süffisanten Ton die Vergeblichkeit allen politischen Engagements und das Illusionäre von Veränderungshoffnungen festzustellen oder geschmäckerlich die Stillosigkeit und Unausgewogenheit des Jahrzehnts, insbesondere der Revolte der 14—24jährigen „Between Agers“ zu beklagen. Jene Revolte nahm ihren Ausgang von den Beatles, deren ungeheurer Erfolg in der ganzen Welt Modestil, Moral, soziale Strukturen und Verhaltensweisen veränderte und der Identifikations- und Idolsehnsucht einer gelangweilten und sinnsuchenden Jugend entgegenkam. Sie endete in den blindwütigen Gewaltaktionen der Studentenrebellion gegen die Väter-Generation, die über der Etablierung des Wohlstandes vergessen hatte, neben der Währung auch das Denken und die Institutionen zu reformieren.

Im historischen Rückblick auf die Querverbindungen von Kunstzustand und Alltagszustand wird deutlich, daß das Aufbegehren der Jugend in den Sechzigern die Konsequenz spezifischer kultureller, sexualmoralischer und politischer Konstellationen ist, die einen von den Künsten ausgehenden Sensibilisierungsprozeß und einen von der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule angeregten Rationalisierungsprozeß gegenüber der Realität einer sinnarmen Konsum- und Überflußgesellschaft in Gang setzen, an deren Ende eine „neue Sensibilität“ und ein „neuer Realismus“ stehen, deren kreativ-emanzipativen Impetus es — auch aus konservativer Sicht — zu bewahren gilt.